Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
Band: 37 (1960)

Artikel: Johann Georg Müller und Weimar
Autor: Richli, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-841353

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Georg Müller und Weimar

Von A. Richli

«Ich ging auf gutem Wege fort. Endlich sah ich immer mehr von den Bergen vor mir, sah endlich — o Gott, wie war ich so innig froh! — sah endlich ein großes Tal voll Felder, gegen dem sich, ungefähr gegen Morgen, ein andres Tal öffnete und sah an dessen Eingang endlich

Weimar,

das Ziel meiner müden Pilgerschaft, wohin ich vor ein paar Tagen alle Hoffnungen verloren hatte und nun aber doch gegangen war in blinder Hoffnung. Ich jauchzte laut[1].»

Mit diesen etwas überschwenglichen, an gefühlsbetonten Wiederholungen satten Wendungen versuchte Johann Georg Müller in seinem nachträglichen Reisetagebuch die Stimmung zu erneuen, in welcher er am 6. Oktober 1780 eine wichtige Wander- und Lebensstation erreicht hatte. — Er war zu Fuß von Göttingen her gekommen, und es war ihm wie einem Wallfahrer zu Mute[2]. Dem bewußt gegen alles Häßliche und Unangenehme Verschlossenen zeigte sich die Stadt ganz weiß[3]; «glücklich» ging er hinein und «sogleich gefiel» ihm die Stadt[4]. «Alles schien ihn zu bewillkommnen»[5]. Und jeder Erfahrung vorgreifend — die erste machte er dann in einer elenden Herberge bei einem nicht eben freundlichen Wirt! — erklärte er: «Ja, da könnt' ich wohnen[6]!» Der in dieser

---

[1] «Aus dem Herderschen Hause», hg. von J. Bächtold, S. 17.

[2] «Herders Leben» von Caroline Herder, hg. von J. G. Müller, Einschaltung des Herausgebers, S. 19.

[3] «Aus dem Herderschen Hause», S. 17.

[4] «Aus dem Herderschen Hause», S. 18.

[5] «Aus dem Herderschen Hause», S. 18.

[6] «Aus dem Herderschen Hause», S. 18.

Feststellung mitschwingende Wunsch wurde Müller zunächst für zehn Tage (bis zum 16. Oktober 1780) und ein Jahr darauf für die Spanne von sechs Monaten (vom 28. September 81 bis zum 25. März 82) erfüllt. Müller hat Muße gehabt, «alles mit gutem Auge» anzusehen. Der verklärende Schimmer ist nicht von seinem Weimarbild gewichen. In den zahlreichen Brief- und Schriftstellen, an denen er dieser Stadt gedenkt, findet sich kein realistischer Zug. Weimar als Stadtlandschaft mit dem Cachet, das ihm sein thüringisches Kleinbürgertum verliehen hat, vermochte Müller nicht einzunehmen, ja kaum zu interessieren. Da waren ihm die Höhen der schweizerischen Voralpen echtere Reiseerlebnisse, und wenn uns diese Seite des etwas verspäteten Zeitgenossen von J. J. Rousseau beschäftigen würde, täten wir besser, uns in seine «Rigireise» als in seine Weimarer Erinnerungen zu vertiefen. — Wir bitten im voraus um Nachsicht, wenn wir, im Bestreben deutlich zu sein, Selbstverständliches sagen sollten: Der Begriff Weimar verbindet sich — und verband sich schon zu Ende des 18. Jh. — mit der Vorstellung jenes geistigen Kreises von Männern, die, aus allen Strichen Deutschlands stammend, sich um den herzoglichen Hof sammelten und unbekümmert um den Genius loci zwei Epochen der deutschen Kulturgeschichte den sprachlichen Ausdruck gaben. Der Biberacher Wieland, der witzige Schöpfer des «Oberon» und der «Abderiten», und der Jenenser Märchenerzähler Musäus, der Beschwörer des Rübezahl, beide Männer im Gefolge der Landesmutter Anna Amalia, vollendeten das Rokoko. Goethe und Schiller, die «Dioskuren» aus Frankenland und Schwaben, schufen unter dem Schirm von Weimars Herzog Carl August — dem Sohn der Anna Amalia — die deutsche Klassik. Um 1780, als Müller Weimar besuchte, war zwar Schiller noch ein württembergischer Regimentsmedikus, der an der Schwelle seiner Sturm-und-Drang-Periode stand und an die «Räuber» dachte, und Goethe war noch nicht im verwandelnden Italien gewesen; aber seine Persönlichkeit stand bereits im Mittelpunkt des weimarischen Geisteslebens; und gerade die Neider bestätigen es in ihren Glossen, daß die Stadt im Begriff war, das Weimar Goethes zu werden. Auch Johann Georg Müller hat gleich während seines ersten Aufenthaltes den Bannkreis betreten[7], allein so scheu und so sehr schon im Banne eines Goetheneiders, daß er jenem nicht verfiel. Dieser Mann, der dem Schaffhauser Theologiestudenten und angehenden Literaten so viel galt, daß er einen Goethe,

---

[7] Das erwähnte Tagebuch hält einen Besuch bei Goethe am 13. Okt. fest.

wenn nicht übersah, doch nur in dessen Schatten wahrnehmen konnte, war Weimars Generalsuperintendent Johann Gottfried Herder. Der ideenreiche Ostpreuße hatte sich frühen Ruhm erschrieben, hatte verschiedene, aber stets unbefriedigende Predigerstellen bekleidet und war schließlich von Goethe, der ihn von Straßburg her schätzte, nach Weimar gezogen worden. Er gehörte also zu der unter Goethes Einfluß neu sich bildenden Gesellschaft der Residenzstadt, stand aber altersmäßig zwischen dem Bildner und Wieland und hatte auf den Ehrenplätzen der deutschen Literaturgeschichte einen eigenen besetzt, der nach rückwärts sich deutlich von den Reihen des Rokoko abhebt, nach vorn einen schmalen Durchblick auf die Klassiker, die breite Sicht jedoch gegen die Romantiker hin freigibt. Um diesen Mann kennen zu lernen, nur schon um den Autor der «Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts» zu sehen, hatte sich Müller auf seine Pilgerfahrt gemacht. «Wie man im Altertum zu Weisen ferner Länder wallfahrtete, so reisete ich... nach Weimar, bloß um Herder zu sehen und ihn über meine Studien um Rat zu fragen», gesteht Müller in der Erinnerungsschrift «Herders Leben»[8] und ähnlich in seiner Autobiographie: «Wie man im Altertum nach Indien oder Aegypten reiste, um Weise zu hören, so reiste ich... nach Weimar ab[9].» Als Wohnsitz des Weisen war Weimar Müllers Sehnsuchtsziel, als Herder-Stadt von jener makellosen Weiße, die uns in seinem Tagebuch so unwahrscheinlich, überirdisch anmutet. Es handelt sich in Müllers Bericht nicht um die «mit gutem Auge» optisch erfaßbare Stadt, sondern um den künstlich errichteten Rahmen um das visionäre Herder-Bild. Und auch die vor seinen Augen lebenden und handelnden Weimarer Größen scheinen nur Begleit- oder Kontrast-Figuren zur Hauptgestalt Herder. — Wir werden noch nachzuweisen haben, wie in dieser Sicht Goethe als Herder-Folie erscheint. — «Herder» war das «Sesam-öffne-dich!» am Tore; das Aussprechen des Namens genügte, um die glanzlose Wirklichkeit zu verscheuchen. Wir erinnern nochmals an die Begegnung des Ankömmlings mit seinem Wirt im Gasthaus zum Elephanten. Müller ließ sich zunächst kränken. «Mein Herr Wirt... machte mit meiner, in seinen Augen armseligen Gestalt eben keine Komplimente. Man sprach in tertia singulari mit mir.» — Aber da kommt ihm wie dem Helden im Märchen rechtzeitig die Zauberformel in den Sinn, und alle

---

[8] «Herders Leben», S. 18.
[9] Selbstbiographie, hg. von K. Stokar, S. 41.

Unbill weicht: wie er «etwas von Herdern fallen ließ, verwandelte sich die dritte singulari in die tertia pluralium[10].»

Eine derartige, formelhafte Anwendung eines Namens basiert — wir meiden den Ausdruck vergeblich — auf der kultischen Verehrung für den Namensträger. Natürlich hat dieses Verhältnis Johann Georg Müllers zu Herder seine Entwicklungsgeschichte: Die Voraussetzungen waren gegeben einerseits in Müllers schwärmerischem Charakter, in seinem selbstquälerischen Grübeln über das eigne Ungenügen und der daraus entspringenden Lust, in der völligen Hingabe an eine anerkannte Autorität die Schwäche zu kompensieren, ferner in einer ganz aufs Religiöse ausgerichteten Erziehung, welche eine jüngerhafte Nachfolge mit dem Endziel der Identifikation förderte. (Der Knabe Johann Georg hatte sich in die Heldengestalt des großen Kurfürsten hinein mystifiziert[11].) Der Anteil des Elternhauses und der Lavaters am Ergebnis wird schwer auszusondern sein. Die andern Voraussetzungen lagen sowohl in Herder selbst, der sich seiner Qualitäten genügend bewußt war, um den Kult der eignen Person zu ertragen, als auch im Ton und im bei aller Emphase vagen Gehalt seiner frühen Schriften. Hier glaubte Müller einen verwandten Geist zu spüren. — Die Geschichte von Müllers Herder-Verehrung beginnt zwei Jahre vor dem Besuch in Weimar, als der Student über die «Aelteste Urkunde» geriet oder — mit ihm zu sprechen — «über das wunderbare Buch herfiel»[12]. Er ließ sich berauschen, ohne abzuklären, was er einsog. «Bis zur 70. Seite wußte ich kaum, wovon die Rede wäre, aber der herrliche orientalische Geist zog mich, wie frische Morgenluft, unwiderstehlich an sich. Auf der 70. Seite ging mir endlich ein Licht, sein Morgenlicht auf. Beide Bände las ich mit unersättlicher Lust in einem fort...[12]» Schon an dieser Stelle seiner autobiographischen Skizze wagt der Schreiber das knappe, ausschließliche Bekenntnis: «Ueber Herder war mir nichts[12].» Es folgt der auf den August 78 datierte Traum, in welchem Johann Georg den Verehrten erblickt: In einem hochgewölbten Tempel liegt auf dem Altar «ein überirdisch prächtiges Exemplar der ältesten Urkunde, in himmelblauen Sammet gebunden, voll rätselhafter Bilder», und an einem Fenster, vor einer «weiten, prächtigen Landschaft, über welcher die Sonne aufging», steht — in seiner Glorie — der «große

---

[10] «Aus dem Herderschen Hause», S. 19.
[11] Selbstbiographie, S. 14.
[12] Selbstbiographie, S. 31.

Mann»[12]! Die Fußreise von Göttingen nach Weimar und das Aufsuchen Herders in seinem Hause bedeutet einen Versuch des Träumers, den Traum in die Wirklichkeit umzusetzen.

Es war ein Wagnis, den aus Schriften gewonnenen Glauben in der persönlichen Konfrontation mit dem Verfasser zu prüfen. Müller hatte ja allerdings seine Augen darauf vorbereitet, den Gegenstand seiner Verehrung in einer Nimbushülle zu sehen; aber gerade die hochgeschraubten Erwartungen ließen schon für den engsten desillusionierenden Durchblick eine schmerzliche Ernüchterung voraussehen. Dies umso mehr, als Herder zu jenen Großen gehörte, die ihre stärkste Wirkung aus Distanz ausüben, in der Nähe jedoch nicht nur enttäuschen, sondern nach einiger Zeit schlechthin unerträglich werden. Mit der Ausnahme von Knebel, der in Weimar Herder stets Freund blieb, beweisen die Weimarer Beziehungen des Herderhauses immer wieder diese leidige Konsequenz: Keine der Stadtfreundschaften blieb auf die Dauer ungetrübt. Die Amtsgenossen, der Herzog, Goethe und selbst der persönlich so anspruchslose, liebenswürdige Wieland haben die leicht reizbare Art ihres Generalsuperintendenten zu beklagen gehabt. Der «griesgrämige Herder» ist trotz gelegentlicher Ehrenrettungen von literarhistorischer Seite[13] vielfach bezeugt; die Korrespondenz vor allem der Herderin mit Johann Georg Müller erweist sich in dieser Beziehung als Fundgrube. Wir werden beim Besprechen von Herders geistiger Vermittlerrolle erneut dem Phänomen begegnen: Alle Wege, die der Weimarer dem Schaffhauser wahrhaft zu erschließen vermag, enden außerhalb Weimars.

Unter solchen Umständen bleibt das isolierte Gegenbild in Müllers Tagebuch ein erstaunliches Dokument. Der Ton ist nämlich durchgehalten! — Der Empfang im Herderhause übertraf die Erwartungen des scheuen Gastes: Er hatte den Morgen des 7. Oktober mit Lampenfieber zu kämpfen gehabt; «alles ahndete geheimen Sinn und unausgesprochene Worte. Endlich bopperte ich an der Türe... Zum letztenmal der Donner auf alle meine Nerven, die Tür auf — da stand

Herder!

voll Huld und Milde, lächelnd wie ein Frühlingsmorgen[14].»

---

[13] Der vehementeste dieser Versuche findet sich wohl bei Baumgarten, «Herder und Georg Müller».

[14] «Aus dem Herderschen Hause, S. 21/22.

Es scheint eine etwas seltsame Begegnung gewesen zu sein, in der sich der unvorbereitete Herder seinem liebenswerten jungen Verehrer in Person offenbarte. Müller hatte einen Brief des Zürcher Theologen Häfeli abzugeben; Herder ließ während der Lektüre dem Ueberbringer reichlich Zeit «umherzugaffen». Endlich hatte Herder das Schreiben ausgelesen, «wir drückten uns stark die Hände, und ich bezeugte ihm mehr mit Blicken als mit Worten, wie sehr's mich freue, ihn zu sehen»[15]. Das Gespräch wurde munterer, als der Schweizer von zu Hause erzählen konnte; wie er jedoch seine präparierten Fragen, sein Theologiestudium betreffend, vorbringen wollte, unterbrach ihn Herder, holte seine «Briefe über das Studium der Theologie» und überreichte dem verblüfften Frager mit der Bemerkung, das Buch sei eben vor zwei Stunden erschienen, die gedruckten Antworten[16]. Wir können es Müller nicht verargen, daß er dieses Auftreten des Meisters im Stil eines Deus ex machina für eine «providentielle Fügung» hielt. Und wir verstehen von hier aus nicht nur, weshalb Müller diese Herderschrift besonders lieb wurde und er auf ihre Weiterführung einen spürbaren Einfluß nehmen konnte, wir verstehen von hier aus auch die Akribie besser, mit der Müller im weitern Verlauf seines Weimarer Aufenthalts die geringste Gebärde seines Gastgebers verzeichnete. Wie Goethe von Schiller bemerken konnte, er sei selbst groß, wenn er sich die Nägel schneide, so erschien Herder in Müllers Sicht bedeutend, auch wenn er ein Schläfchen machte oder ein Pfeifchen schmauchte.

Man mag diese Dinge immerhin belächeln; Johann Georg hat sich später selbst von seinen Jugendaufzeichnungen distanziert, wenigstens von den angedeuteten kindlichen Schwärmereien. — «Wie mir in Weimar ergangen, wissen Sie aus der Reisebeschreibung, die eine wahre Mißgeburt von viel Schönem und Gutem und ebenso viel närrischem, überspanntem Zeug ist», meinte er fünf Jahre darauf selbstkritisch zu seiner Braut[17]. — Unbedingten Respekt aber verlangt die Tatsache, daß aus so gefährlichem Anfang einer menschlichen Beziehung eine Freundschaft erwachsen konnte, und zwar eine echte, die auch dann hielt, als aus dem exaltierten Studenten ein fester Mann, ein Theologe, Professor und Volksver-

---

[15] «Aus dem Herderschen Hause», S. 22.

[16] Besonders schöne Schilderung in Müllers Selbstbiographie, S. 41/42.

[17] Entwurf zu Müllers Autobiographie; diese Stelle datiert vom 22. 10. 86, Nachlaß Nr. 154.

treter geworden war und der früh bewunderte Herder den griesgrämigen Alten hervorkehrte, wie er in die Literaturgeschichte eingegangen ist. Es wurde eine Freundschaft, die erst mit dem Tode aufhörte. Der Ueberlebende, Johann Georg Müller, hat es in der Herder-Biographie, die er nach dem Ableben des Freundes zur finanziellen Sanierung von dessen Familie herausgab, ausgesprochen — jetzt schlicht, ohne transzendentes Beiwerk: «Von dieser Stunde fing sich unsere Freundschaft an, wurde fester gegründet, als ich den ganzen Winter 1781 und 82 in seinem Hause lebte, ..., dauerte, niemals unterbrochen, so lange Herder und seine Gattin lebten, und hat sich auch auf ihre Kinder fortgepflanzt[18].» — Die Stelle, an der diese Worte zu finden sind (eben das schriftliche Denkmal für den verstorbenen Freund), scheint den Quellenwert einer solchen Aussage in Frage zu stellen — denn wie dürften wir dem herzensguten Johann Georg Müller zutrauen, irgend einem Toten eine üble Nachrede zu halten, geschweige denn einem, den er jahrzehntelang als seinen besten Freund bezeichnet hatte. Glücklicherweise sind diese Bezeichnungen in vielen Briefen belegt. Sie stützen in rührender Weise den Epilog auf Herder.

Gleich nach der Rückkehr von Weimar, am 22. Oktober 80, hat Müller den Briefverkehr mit seinen Gastfreunden aufgenommen: «Ich...sehne mich hinüber zu Ihnen, und zu jenen unvergeßlichen Abenden und Spaziergängen, wo ich so stumm an Ihrer Seite stand und ging, und wahrlich oft Vorschmack des ewigen Lebens fühlte[19]», heißt es nach dem Weimarer Erlebnis; von einer Sättigung dessen, dem sein Wunsch erfüllt worden war, keine Spur! «Sie können nicht glauben, wie mir das Andenken an Sie, Ewiggeliebter!, in diesem Lande[20] so wohl tut, und wie mich auf die glückliche Zeit verlangt, da ich Sie noch einmal umarmen kann. Welche Wonne für mich — von Ihnen geliebet zu sein!» Da spricht sich ein Glücksgefühl aus, das an die Straßburger Liebeslyrik des jungen Goethe erinnert, und wir mögen wieder die Jugend des Schreibers erwägen. Aber es gibt kein späteres Zurücknehmen dieser Liebeserklärungen. Am 3. Januar 81 gesteht der einsame Student: «Ich kann nicht ohne Sie sein», und er bittet um «ein Wort der Liebe und der Weis-

---

[18] «Herders Leben», S. 19.

[19] Die folgenden Briefzitate sind — soweit keine Anmerkungen auf besondere Quellen hinweisen — den ungedruckten Originalen entnommen, die uns im Berlin-Depot der Universitätsbibliothek Tübingen, respektive in der Schaffhauser Ministerialbibliothek zugänglich waren. Siehe Bibliographie!

[20] Müller studierte in Göttingen, also im Hannoveranischen.

heit». Am 3. Februar desselben Jahres bestätigt er seine «kindliche Liebe», und am 4. Mai wiederholt er: «Ach, ich liebe Sie unaussprechlich.» Als er am 12. September 81 seinen zweiten Besuch in Weimar anmelden kann, ist zwar kein Steigern der Beteuerungen mehr möglich; er wirft sich regelrecht hin: «Seien Sie mir mit Fürsorge, Liebe, Geduld — Vater und Mutter — und ewig will ich Sie dafür segnen.» Für das nächste halbe Jahr setzen die direkten Briefquellen natürlich aus; die Unterbrechung bedeutete nochmals eine Stärkung der Bande im persönlichen Kontakt — wenigstens von Müller aus; von Herders reiner Gesinnung werden wir nicht so leicht überzeugt. Der Ausruf vom Ostermittag 82, «Beste, ewiggeliebteste Herzensfreunde!... Wie nach einem Paradies der Liebe sehn ich mich zurück», bildet eine erwartete Fortsetzung. Und nun bringt fast jeder der Briefe, die Johann Georg nach Weimar sendet, Beweise der Anhänglichkeit. — Es kann sich hier nicht darum handeln, eine lückenlose Materialsammlung dieser 23 Jahre lang gepflegten Freundschaft vorzulegen. Sachlich und formal kommt wenig Neues hinzu. Für die Folgezeit bis zu Herders Tod 1803 mag eine stichprobenhafte Auswahl aus dem Schatz von Müllers Liebesworten genügen.

Unverkennbar religiös ist Müllers Bindung laut Brief vom 17. April 82: «Ihr Andenken (das Herders) ist mir heilig, und ich will's in einem stillen Herzen bewahren»; mystisch ins Jenseits verlängert im Schreiben vom 10. Juli 98: «Ich küsse Sie mit der reinsten zärtlichsten Liebe, und bin in dieser und in jener Welt Ihr dankbarer Müller[21].»

Schon der flüchtigste Blick auf die Briefsammlung, der uns nur Datum, Anrede und Gruß erkennen ließe, würde vom wenigstens äußern Fortbestand der Fernfreundschaft überzeugen. Kein Jahrgang fehlt; bald ist die Korrespondenz intensiver, bald lässiger geführt worden, auf alle Fälle erlahmt sie mit den Jahren nicht; von 1802, dem letzten Jahr, das für die Beziehung voll zählt, liegen von Müllers Seite noch 9 Briefe vor — das sind ebenso viele wie von 1796, beträchtlich mehr als etwa aus den Jahrgängen 87, 88, 89[22]. — Als Briefschluß liebte Müller die Versicherung «Ewig der Ihrige»; die Anrede erfolgte in zwei hauptsächlichen Varianten an

---

[21] Bezeichnend genug, wenn auch spaßhaft gegeben, ist die Adresse des Absenders: «Schwärmer Müller, Regierungs- Unter oder Vicestatthalter».

[22] Die Zufälligkeit der Selektion vorbehalten, welche den heute zählbaren Bestand ausgesondert hat.

die «Theuersten Freunde» oder an die «Liebsten Freunde». Der Superlativ, welcher als exklusive Form die Vorrangstellung der Herderfreundschaft unter Müllers zahlreichen engen Beziehungen andeutet, ist bis zuletzt angewendet[23]. Man sage nicht, solche Formeln seien nun einmal zeitbedingt, d.h. im Hinblick auf Müllers briefselige Epoche zeitbedingt übertrieben, weil abgegriffen; das Fehlen solcher oder ähnlicher Anrede im Brief vom 13. September 93 zeigt markant den Zusammenhang von Formel und Gehalt. Dort folgt auf die geschäftliche Anschrift «An Herder» die Besprechung über die neuste Serie der «Humanitätsbriefe», die offenste, mutigste Kritik, zu der sich der Schaffhauser Herder gegenüber ermannt hat. Konventionell gar nicht zu erklären ist jedenfalls die neben den genannten Formen vereinzelt, aber immer wieder auftauchende Anrufung Herders als Vater und der Herderin als Mutter. «Liebste elterliche Freunde!», tönt es z.B. am 8. Mai 1790; am 7. Juni 91 schickt Johann Georg «etwas für den lieben Papa und etwas für die liebe Mama»; am 24. September 94 schreibt er wieder an die «Lieben, elterlichen Freunde»; 94, ohne genaueres Datum, apostrophiert er den «liebsten Papa». Im Winter 96 wird diese Form sogar vorherrschend (Lieber Vater und Mutter!», 8. Okt. 96; «Lieber theurer väterlicher Freund», 16. Okt.; «Lieber Papa und Mama»[24], 14. Dez.). Wir verweisen zurück auf den Brief vom 12. Sept. 81 (siehe oben S. 61). Die Bitte des Studenten, «Seien Sie mir ... Vater und Mutter!», war eben mehr als schwärmerische Floskel gewesen; die kurz darauf erfolgte Aufnahme des Kontakts, der sich entwikkelnde freundschaftliche Verkehr war dem Manne, der die tiefste Bindung im Geistigen suchte, tatsächlich zum Ersatz für jene geworden, die ihm die leiblichen Eltern schuldig geblieben waren. Ob Müller jedoch von seinem Wahlvater Herder die Gegenliebe wirklich so voll empfangen habe, wie es sich der Begehrende immer wieder vorsagte — und wie er es verdiente! — bleibe noch dahin gestellt. — Den schönsten Beleg für des erstern Treue liefern übrigens die Stellen, welche von Sorge um die Festigkeit des Bandes diktiert erscheinen: «Wie haben Sie mich, liebste elterliche Freunde, durch Ihren heutigen Brief, der so recht nach meinem Herzen ist, von einem großen Kummer befreit. Ich wußte nicht,

---

[23] Brief vom 25. Juli 1803: «Theuerste Freunde!»

[24] Die einseitige Ausrichtung des attributiven Adjektivs nach dem männlichen Beziehungswort ist für J. G. Müller typisch, gehört aber auch in den Stil der Epoche.

was ich denken sollte, auf 2 Briefe, vor ½ Jahr geschrieben, keine Antwort zu erhalten! Daß Sie mich noch liebten, zweifelte ich nicht, aber mit der Korrespondenz wollten Sie brechen, und seit einigen Wochen ging ich mit einem Briefchen an Sie um. Aber nun gottlob ist mein Kummer wieder vorbei... Ich weiß Ihnen Ihre standhafte Liebe nicht zu belohnen. Nehmen Sie mein Bestes was ich habe, *mein Herz, auf ewig hin* (von Müller unterstrichen) und zweifeln Sie nie an meiner innigen unerschütterlichen Dankempfindung und Liebe.» (16. Februar 87.) Wir haben auch hier kein Hapax legomenon vor uns. Das Bangen um seine Liebe, das in diesen Sätzen nachzittert, das demütige Flehen, das wir mit vernehmen, wenn Müller sein Herz anbietet, ließe sich schon aus Zeilen vom 16. Dezember 83 heraushören. Damals fühlt er sich erstmals gekränkt durch das lange Stillschweigen Herders; in der Feststellung «Mit Goethe scheinen Sie wieder recht gut» glauben wir gar ein klein bißchen Neid gegen den scheinbar Begünstigten wahrzunehmen. Im Dezember 87 klagt Müller erneut: «Ach, mein treuster, zärtlichster Vater! warum schreiben Sie mir doch gar nicht mehr?»; am 15. Februar 99 gesteht er, daß er infolge Herders Schweigen von Weimar überhaupt abgeschnitten sei: «...seitdem weiß ich keine Silbe mehr von Weimar...»; am 16. November 99 gebärdet sich Müller verzweifelt: «Ich kann's nicht mehr aushalten, teuerste Freunde, so gar nichts mehr von Ihnen zu hören und zu sehen.»

Wir haben vorher die Kontinuität des Briefverkehrs betont. Müllers Besorgnis ist stets wieder zerstreut worden. Besteht also der etwas peinliche Eindruck, der jüngere habe die Freundschaft mit dem älteren anfänglich forciert und später nur mit dem Einsatz seiner ganzen Seele aufrecht erhalten, zu Recht, oder bleibt Müller einfach der Ueberempfindliche?

Ein Vergleich von Müllers Briefen mit den Antworten Herders scheint zunächst die zweite Vermutung zu bestätigen. Allerdings läßt sich Herder nie zu schwärmerischen Huldigungen herbei; aber das erwarten wir vom ältern Manne auch nicht. Sein «Lieber Müller!» oder «Liebster Müller!» klingt wohl selbstbewußter als die Adressen des Herder-Jüngers es tun, und der Satz «Kommen Sie in Gottes Namen zum Winter zu uns», mit welchem am 6. August 81 Müllers Anmeldung quittiert wurde, wirkt beinahe frostig; aber die folgenden Aussagen — «Haus und Herz und was wir haben, steht Ihnen offen. Sie wissen, wir haben Raum genug» — sind in ihrer Knappheit bejahend genug. Der männlichere Geist erfrischt, und es brauchte ausgesprochenes Uebelwollen, um bei der Formu-

lierung «Frau und Kinder werden Sie mit Freuden und Freundschaft aufnehmen» nur das Fehlen einer persönlichen Freuden- und Freundschaftskundgebung zu empfinden. Endlich umschließen auch Herders Briefe an Johann Georg Müller manche anerkennende Worte über seinen Korrespondenten. So billigt er ihm eine «schöne gute Seele» zu[25] (3. Pfingsttag 81); schmeichelhafter noch ist die Einordnung des Freundes unter die «Gebilde der sanften Liebe des Schöpfers» (im Glückwunsch zu Müllers «Herzensverbindung» mit Maria Gaupp, 26. Juni 86). Den Versuch einer Gesamtwürdigung von Müllers Charakter unternahm Herder gegenüber Johann Georgs Mutter. In einem liebenswürdigen Schreiben an die «verehrte Frau Conrectorin» verbindet er das Kompliment an die Frau mit dem an ihren Sohn: «Die Vorsehung hat Ihren Sohn zu uns geführt, und das wenige Gute, das wir Ihm haben tun können, ist uns durch seine Gesellschaft, seine Liebe und Zutrauen reichlich vergolten. Der Himmel geleite ihn jetzt nach Hause und gebe ihn den Armen einer Mutter und Schwester wieder, die er beide innig liebt. Er gebe Ihnen an ihm die Freude zu erleben, die Sie wünschen und nach seinem unverdorbenen, guten und schönen Charakter gewiß hoffen können. Er hat auf der Universität wie eine Biene das Beste gekostet, und da sein Fleiß sowohl vom Herzen als vom Verstande geleitet wird, wird er gewiß unablässig sein und seinem Vaterlande wie einst seiner Gemeinde nützlich werden. Er liebet Gott ohne Schwärmerei und ist Menschen gefällig, ohne ihren Fehlern zu folgen; dies ist die wahre Grundsäule zum Band des Glücks und der bewährten Ruhe des Lebens. Er wird gewiß die Tage Ihres Alters erquicken und das Band der drei Geschwister wird die Mutter diesseits und jenseits des Grabes als ein Kranz der Liebe und des Segens umschließen und zieren.» (24. März 82.) Der Leser wird die Länge dieses Auszugs verzeihen, wenn er festgestellt hat, wie in Herders Stil so manches zwischen den Zeilen schillert, wie komplex die an der Aussage beteiligten Empfindungen sind — Phänomene, welche die schönste Sammlung von Kurzzitaten nicht erhellen kann. Wir glauben hier neben der Betonung des geistlichen Standorts («die Vorsehung»), mit welcher der Generalsuperintendent die strenge Protestantin zum vornherein zu gewinnen sucht, und neben rein rhetorischen Aeußerungen («die Tage Ihres Alters erquicken») ein Bemühen nachweisen zu können, das als Freundes-

---

[25] Man beachte freilich auch das Klischeeartige, das dieser Ausdruck in der Verwendung als herrnhutischer Begriff im 18. Jh. angenommen hatte.

dienst gemeint war und dem Feingefühl Herders alle Ehre macht. Er hebt ja nicht allein die Liebenswürdigkeit seines Gastes hervor und rühmt, was jede Mutter gern hört, die Unverdorbenheit des Sohnes; er legt ihr den Johann Georg so recht ans Herz und sagt ihr, wie innig sie von diesem geliebt sei. Dürfen wir annehmen, daß Müller, häufig gepeinigt von der Vorstellung, er könne seine Liebe nicht recht ausdrücken, etwas von seinem nicht ganz freien, nicht immer natürlichen Verhältnis zum Elternhaus hat verlauten lassen? Herder hätte dann in jenem zarten Bereich, in dem die Herzensleistungen gemessen werden, dort wo er oft selbst die gegebene Rücksicht vermissen ließ, die kaum in Worte zu fassenden Ansprüche seines Schützlings vertreten. Selbstverständlich geht es dem Schreiber auch um eine persönliche Rechtfertigung, da er sicher weiß, daß gerade die Konrektorin die heftigste Opponentin gegen den Weimar-Besuch ihres Sohnes gewesen war. Nicht zufällig ist das «wenige Gute, das wir ihm haben tun können», doch genannt! — Bei alle dem dürfen wir die Beurteilung Müllers als sachlich, gerecht ansehen, so sachlich und gerecht wiederum, daß sich der Lober vom Gelobten deutlich distanziert. Herder vergibt nichts von seiner Meisterwürde, er ist nicht, zumindest im Jahre 82 noch nicht bereit, den Freund sich gleichzustellen; oder mit andern Worten: von seiner Seite her bleibt die Freundschaft eine bedingte. Wohl werden seine Gefühle für den treuen Schaffhauser mit den Jahren — nach zurückgewonnener räumlicher Distanz — inniger. Der beglückte Empfänger der Briefe aus Weimar hat diese, ausgenommen die paar ersten und einige aus den Jahren 98, 99, im Rückblick als «wahre Billets doux» bezeichnet[26]. Gelegentlich ist die Beziehung zwischen den beiden Männern vom verklärenden Schimmer der Herderschen Poesie verhüllt — beinahe dem Irdischen entrückt, preist ein solches Billet (vom 12. Dez. 84): «...lieber Müller, Sie sind mir ein Gottgegebener, ein blühender Baum, auf den meine Wallfahrt traf zu einer Zeit, da wir uns beide vielleicht weder kennen noch nützen konnten. Sie sind indes wie eine Blüte in meinem Herzen und Leben.» Müller hat sich auch an diesen Zeilen erlabt: «so über Honig süß» nennt er sie in seiner Antwort. Und dennoch hätte er nicht ganz grundlos an der Aeußerung Anstoß nehmen können, welche Sinn und Wert des ersten Zusammentreffens

---

[26] Als Grund für Müllers Weigerung, die Korrespondenz zu publizieren. Einzelnes Beiblatt zu einer Reihe von Briefkopien, ohne Adresse, o.D., J. G. Müllers Nachlaß, Ministerialbibliothek Schaffhausen, Nr. 506.

in Frage stellt. Müller hatte oft bekannt, wie ihm aus seinem Weimarer Aufenthalt neue Kräfte erwachsen waren; wenn nun Herder den Nutzen desselben, ja die Echtheit des Kennenlernens anzweifelte, konnte dies trotz der poetischen Form doch nur heißen, daß er für seine Person keinen Gewinn erkennen mochte.

Und wenn wir auch das vor diesem Brief in uns aufsteigende unangenehme Gefühl mit dem Hinweis auf die stets mögliche Ueberinterpretation negieren wollten, so gibt es vor einem andern Dokument aus Herders Nachlaß — leider — kein Ausweichen mehr: In einem Brief an Hamann, welcher für Herder beinahe, was dieser für Müller ganz war, äußerte sich der Weimarer über die Unannehmlichkeiten des vergangenen Winters und — in diesem Zusammenhang! — auch über seinen Gast aus Schaffhausen: «Müller ist seit der Woche vor Palmarum weg. Er ist ein liebenswürdiger Engelsmensch; indes kann ich nicht leugnen, daß mich seine tägliche Gegenwart im Hause den Winter über sehr gedrückt hat. Wir sind einmal an das Einsiedlerleben gewöhnt, und da bei meinen Geschäften und elenden Zerstreuungen, deren ich herzlich müde bin, nur das Schweigen und die Einsamkeit allein Arznei ist, so konnte meine Seele während dieser Zeit nie recht zur Ruhe kommen. In Zürich gebildet, konnte er die Ueberspannungen auf einmal nicht ablegen, so viel er sich Mühe gab, und also fehlte mir oft der Atem.» (24.—28. April 82[27].) Müller hat demnach seine menschlichen Qualitäten in Weimar nicht verbergen können, Herder hat sie wahrgenommen, und wenn er der Frau Konrektorin dieselben rühmt, so ist das nicht geheuchelt (vgl. S. 64); aber er war nicht bereit, seinen Schützling auf Grund dieser seiner Engelsseele[28] als Freund zu lieben. Die Lehre aus Lessings «Nathan», wonach es das höchste ist, im Mitmenschen einen Menschen zu finden, diese Lehre der Humanität, die der Weimarer und der Schaffhauser gleichermaßen hoch schätzten, und die der erstere vor allem predigte, blieb gerade für diesen Theorie. Er ärgerte sich — daß er sich habe «bedrücken» lassen, erachten wir als eine unfeine und weinerliche Uebertreibung — an jenem Jünglingston, der schließlich nicht nur an den abschätzig erwähnten Zürchern, sondern auch an Herders eignen Jugend-

---

[27] Ministerialbibliothek Schaffhausen, Nachlaß Johann Georg Müller, Nr. 508.

[28] «Engel», «Seele» und Wortverbindungen, in denen die genannten Ausdrücke vorkommen, sind als Prädikate von Herder ziemlich freigebig erteilt worden. So nannte er Matthias Claudius eine «Engelsseele unter den Menschen», die Gräfin Maria von Bückeburg einen Engel und Lavater, dessen Einfluß auf Müller er tadelt, «die strahlenheitere, taulautere, wirksame Religionsseele».

schriften geschult war, ohne jedoch den Kult mit seiner Person energisch abzustellen; wir können uns auch denken, daß er über das Aergernis hinweggesehen hätte, wenn er Müller geistig — als Denker und Autor — für ebenbürtig hätte annehmen können.

Daß Herder dies nicht tat, trotz vieler positiver Urteile, die er über Müllers schriftstellerische Produktion gefällt hat, geht u. a. aus der Art hervor, in der er auf einen Müllerschen Einwand gegen die «Ideen» reagiert: «Also, liebster M., bin ich bestellt, Ihnen noch etwas über die mitgenommene Stelle der Ideen zu sagen, und wie soll dies sein? Im Spaß oder im Ernst?» (8. August 84.) So spricht eben einer, der sich haushoch überlegen fühlt, sich aber nicht ungern zu einem Spielchen herabläßt. — Ohne abschätzige oder ironische Glossen auf sich beziehen zu müssen, wird Johann Georg unseres Erachtens auch überall dort gedemütigt, wo er gleichsam die Konkurrenz seines Bruders Johannes erfährt: Wir erinnern uns an die schöne Gesamtwürdigung des jüngern im Brief an Mutter Müller. Nach jenen Zensuren «unverdorben», «gut», «gefällig», etc. steht in einem neuen Abschnittchen: «Auch Ihren andern Sohn, die Ehre seines Vaterlandes und die Zierde Deutschlands habe ich, ..., kennen gelernt.» Welches Pathos im Unterschied zur vorherigen Objektivität! Beschämend jedoch war, wie offen man Johann Georg zugab, daß es einem bei der Beurteilung eines Werks nur um die Meinung des Bruders ging! So in einem Begleitschreiben zu einem Buch: «Lesen Sie manchmal darin: es wird Ihnen mancherlei Ideen wecken, wenigstens können Sie dabei die Weltgeschichte wiederholen. Was Ihr Bruder Ihnen mit der Zeit darüber schreibt, melden Sie mir treu und ganz ja wieder.» Johann Georg mit um seine Gedanken zu bitten, wäre ja nur eine kleine Konzession an die Höflichkeit gewesen. Was ihm anvertraut wird, sind dann die Mitteilungen über Haus- und Kindersorgen. (Die Grundlage für diese Kompetenzerklärung werden wir noch kurz darzustellen haben.) War hier wenigstens die Anfrage an Johannes durch den historischen Stoff des zu beurteilenden Werks gegeben, so kann dieses Motiv bei den «Ideen» nur noch sehr bedingt gelten. Im Auftrag ihres Mannes hat Caroline Herder am 13. November 91 den 4. Teil nach Schaffhausen geschickt und sich über die Verwendung des Präsents geäußert: «Lesen Sie's doch hübsch und schreiben Ihm (Herder), vorzüglich aber bittet er Sie um des Bruders Johannes Urteil; es ist ihm viel daran gelegen, sein eigentliches Urteil zu wissen.» Soweit Herders Gattin, die sonst den menschlichen Takt, jedenfalls Johann Georg Müller gegenüber, besser wahrt. Als tragi-

komischen Grenzfall empfindet der mit dem Empfänger fühlende Leser das Herdersche Schreiben vom 30. Juni 94: Zunächst wird Müller der Dank für seine tätige Hilfe bei der Ausbildung des jungen Wilhelm Herder abgestattet, dann wird der Brief zu einem Buchbegleiter — «hie und da wird doch auch für Sie etwas darin sein» — und sofort mischt sich die Frage ein: «Was macht Ihr Bruder?» Der Bericht über einen Besuch beim Dichter Gleim führt rasch auf die Brüder zurück, denn «da ist viel von Ihrem Bruder, und auch von Ihnen, geredet worden. Der alte Gleim... hat Ihren Bruder sehr lieb und schätzt ihn, wie er's verdient». Johann Georg geht wieder leer aus. Ohne ein gutes Wort über sich selbst zu hören, muß er sich um Arbeiten des Bruders angehn lassen — da scheint dem Schreiber doch etwas aufzudämmern, und wie entschuldigend werden jetzt die Fragen an Johann Georg abgehaspelt: «Was arbeiten Sie jetzt? Womit beschäftigen Sie sich? Wie haben Ihnen die Oden gefallen, die Ihnen meine Frau zugesandt hat?»

Soviel aus der Epoche der «Billets doux»! Weil es der geliebte Bruder war, hinter den Johann Georg zurückgesetzt wurde, mochte dieser mehr Stolz als Kränkung fühlen. Der Appell Herders an die Freundestreue, ohne indessen den Freund um seiner selbst willen anzusprechen, nur mit dem Zweck, von diesem den Geist eines andern anrufen zu lassen, ist in unsern Augen gleichwohl ein Mißbrauch der Freundschaft. Was besagen dagegen schon die platonischen Wünsche des alternden Herder, in der Nähe seines Johann Georg Müller sich vom Druck der Sorgen zu befreien? Es liegt ja auch darin mehr die Sehnsucht nach Loslösung von Weimar als nach der Verbindung mit einem Geistesverwandten[29]. An die Einlösung seines Versprechens, Müller in Schaffhausen zu besuchen, hat er ernstlich nie gedacht. — Hingegen wurde Müllers Evakuationsplan, in dem Weimar als Ziel eingesetzt war, eigentlich nur durch die politisch-militärischen Entwicklungen des Jahres 98, denen sich der Schweizer Bürger hatte entziehen wollen, zunichte gemacht[30].

Wir fassen zusammen: In der Freundschaft Johann Georg Müllers und des Herderschen Hauses waren die seelischen Kräfte

---

[29] Sie gilt viel eher noch dem schweizerischen Staatswesen, das Herder verehrte um seiner demokratischen Grundzüge willen, und dessen rapide weitere Demokratisierung im Zusammenhang des europäischen Umsturzes den Hasser der Höfe und der knausrigen Monarchen brennend interessierte.

[30] Die abmahnenden Ratschläge Herders haben immerhin den Entschluß verzögert.

— sofern wir auf die Briefe der beiden Schriftsteller und Theologen abstellen — ungleich, zugunsten Müllers. Und wir nehmen voraus: Ohne den Rangunterschied zwischen Herder und Müller als Mitgestalter an der deutschen Literatur zu verkennen, aber auch ohne Berücksichtigung des christlich moralischen Maßstabes, gemessen nur an den Leistungen dieser Freundschaft, war die Zurückhaltung des Weimarers unbegründet.

Dieses Fazit ergibt sich — wir wiederholen — sofern wir auf die Briefe von Johann Georg Müller und Johann Gottfried Herder abstellen. Glücklicherweise — für den Schaffhauser — ist jedoch die Bilanz nicht vollständig. Nur mit Mühe haben wir es uns bisher versagen können, von der dritten Person in diesem Bund zu sprechen, d.h. totschweigen hat sie sich ja nicht lassen, die getreue Stellvertreterin des Generalsuperintendenten, die Geschäftsführerin und Korrespondentin des überlasteten Mannes: die Caroline Herder, geborene Flachsland. Die Herderin hat, wenn Müller sich über das Ausbleiben von Nachrichten beklagte, zur Feder gegriffen, hat ihren Mann entschuldigt und den ängstlichen Freund der Liebe seiner Weimarer erneut versichert. Sie hat von Anfang an den Briefen Herders eigne beigeschlossen, die stets freundlich klangen, gelegentlich sogar überschwenglich — damit die Spröde kompensierend, mit welcher der Große den Freund oft von sich fern hielt. Caroline schloß in der vollen Bedeutung des Wortes Müller das Herdersche Haus auf; sie wußte und erlaubte den Zugang zu Herders Geist; sie hütete die Freundschaft und korrigierte ein sichtbar werdendes Mißverhältnis. Wir denken an den schönen Satz aus ihrer Herder-Biographie, wonach der «Vater» (ihr Gatte) beide Brüder, den Johannes und den Johann Georg «als Eins im Herzen» getragen habe[31] und letzterer «gleichsam ein liebender und geliebter Sohn war»; wir denken an die ebendort zu findende, sakral anmutende Chronikmeldung: «In diesem für uns merkwürdigen Jahr[32] wurde die Freundschaft mit Georg Müller gestiftet.» Solche Zeilen mochten den immer noch zum Schwärmen bereiten Müller — besonders in der Situation des Erben von Herders Nachlaß — zur Idee verleiten, er sei «Herders anderes Ich»[33] gewesen; sie vermochten ihm damit im Rückblick ein Glück zu zeigen, dessen Vollbesitz immer nur Traum sein konnte. Regte sich ein andres Unbehagen noch als das Gefühl verletzter Demut, wenn

[31] «Herders Leben», S. 20.
[32] Gemeint ist 1781; «merkwürdig» ist im Sinne von «denkwürdig» gebraucht.
[33] «Herders Leben», S. 264.

Müller die offenbar für ihn noch schmeichelhafteren Worte Carolines verschwieg? «Die Verfasserin spricht von dieser, Herders und meiner Freundschaft in Ausdrücken, die ich nicht über mich bringe, selbst und ganz dem Publikum mitzuteilen.» — Ohne Caroline einer Unwahrheit zeihen zu wollen, müssen wir festhalten, daß sie beschönigt, idealisiert. Aber, ohne ihre etwas exaltierte Art und ihre leichte Feder, wie wäre da alles gekommen? Wahrscheinlich hätte die seltene Demut, die Müller eigen war, und die fraglose Verehrung, die er Herder zollte, die Freundschaft gesichert; wir können uns einen Bruch nur schwer vorstellen; aber wir zweifeln, ob ihm, Müller, die Antworten des Mannes allein zum Schatz geworden wären, den er «in mancher trüben Nacht» um sich hatte und an dem er sich ermuntern konnte wie an «hellen Sternen»[34].

Dabei war der Student bei seinem zaghaften Eintritt in das Herder-Paradies gerade gegen die Hausfrau voreingenommen. Er kannte ihre Silhouette aus den «Physiognomischen Fragmenten» und hatte in der Weise Lavaters seine Schlüsse gezogen: »Ich hielt sie für sehr gelehrt und ihre Gelehrsamkeit fühlend[35].» Und als Herder, offenbar um der mühsamen ersten Unterredung eine andere Richtung zu geben, seine Frau rief, da war es dem jungen Gast «recht und nicht recht[35]. Als sie dann aber erschien, war das ganze Vorurteil hinweggewischt. «O! das ist nun gar ein herrlicher, freundlicher Engel[36]», zeichnet das Tagebuch den Eindruck nach. «Sie schwebte daher, leicht und sanft, und so milde, so freundlich und lieblich, so zart und treu und vertraulich[37].» Ein solcher erster Eindruck pflegte bei Müller durchzuhalten durchs Leben. Als er 1819 die mehrfach zitierten «Erinnerungen aus Herders Leben» nach den Aufzeichnungen Carolines herausgab, konnte er sich nicht enthalten, das Vorwort zu einem Lobgesang auf diese Frau zu machen. Da sieht er sie «als Gattin, Mutter, Freundin eine der Edelsten ihres Geschlechtes: von wahrer, nicht bloß schimmernder Geistesbildung, ihres Gatten ganz würdig»[38]. — Zwischen diesen beiden Aeußerungen datieren die zahlreichen Briefe Carolines an Müller und Müllers an das «geliebteste Paar». Die ersteren waren

---

[34] Einzelner Zettel, siehe Anm. zu S. 65, Ministerialbibliothek Schaffhausen.

[35] «Aus dem Herderschen Hause», S. 23.

[36] Siehe Anm. 35. — Möglich wäre zudem, daß J. G. Müller durch Personen, welche die Caroline von ihrer kämpferischen Seite her kannten — und solche gab es viele! — in ungünstigem Sinne vorbereitet war.

[37] «Aus dem Herderschen Hause», S. 23.

[38] «Erinnerungen aus Herders Leben», S. V.

wohl vielfach im Auftrag verfaßt und mußten dem Empfänger für Ersatz gelten. Indessen hat sich Johann Georg Müller, der früh, aber nie ausschließlich auf diese Quelle verwiesen wurde, nicht darüber beklagt. Einmal wußte er von seinem Weimarer Aufenthalt her, daß an der Arbeitsüberhäufung seines Vorbildes nicht zu zweifeln war und daß die Delegation der Briefpflichten an die Frau eine Art Herderschen Hausbrauchs darstellte. Eine jener Meditationen Müllers, in denen er sich der Macht der Weimarer Erinnerungen ausliefert, zeigt uns die stereotype Abendidylle bei Herders: «Sie sitzen nun... ob ihrer Arbeit, und Frau Herderin schreibt Briefe oder liest, und die Bübchen kriechen herum — ach wär ich auch da!!» (7. Mai 82.) Ferner zeugten alle Schreiben Carolines von einer wachen Intelligenz; in die theologischen und literarischen Verhältnisse war sie eingeweiht wie sonst keine Dame der Weimarer Gesellschaft (Dichtersgattinnen und -Freundinnen eingeschlossen), und wo es um das Werk des Mannes ging, durfte sie vollends mit Fug sich zum Worte melden. Keine Idee Herders, die ihr fremd gewesen wäre, ja keine, die sie nicht zur eignen gemacht hätte. Sie besaß die seltene weibliche Gabe eines völligen Aufgehnkönnens in der Vorstellungswelt eines andern; ohne zu übertreiben, durfte sie Müller schreiben, ihre Gedanken seien im Grunde jedesmal «seine Gedanken». Sie durfte zweifeln, ob zwei Seelen inniger miteinander leben könnten (30. Okt. 1804). — Daß gerade diese Gabe in der Verbindung mit Carolines Leidenschaftlichkeit oft zu Zerwürfnissen mit Andersdenkenden führte und in fataler Weise auf Herder zurückwirkte, ist letztlich nicht der getreuen Interpretin anzukreiden, sondern bleibt die Schuld des unbeständigen Geistes, dem sie diente. — Müller freilich ist nie das Opfer von Carolines Kampfeifer geworden. Natürlich hat er Herder keinen Anlaß zum Grollen gegeben; aber auch wenn sich der Meister unzugänglich erwies, hat das Carolines Redefluß nicht gestört. In den freundschaftlichen Gefühlen zu Johann Georg Müller hat sich die Herderin ausnahmsweise nicht mit ihrem Eheherrn identifiziert. Und dies ist ein weiterer Grund, weshalb Müller die Uebernahme der Korrespondenz durch die Herderin nicht zu bereuen brauchte: Carolines Briefe waren nicht nur Vermittler, sie waren immer zugleich persönliche Boten. Die mütterliche Verehrung, welche Frau Herder genoß, hat sie zurückerstattet in reinem, herzlichem Wohlwollen. Der Elsässerin aus altbaslerischem Geschlecht, die sich in Weimar so wenig wie ihr aus Ostpreußen her verschlagener Gatte heimisch fühlte, konnte der Schaffhauser ein Stück Heimat verkörpern. Ihm

waren die Laute des alemannischen Dialekts vertraut, er verstand Caroline ganz und sprach selbst ähnlich[39]; die demokratische Gesinnung, welche sie im «Exil» hoffnungslos vertrat, war ihm selbstverständlich. Und wenn wir auch nicht mit Hoffmann behaupten wollen, sie habe sich als «Schweizerin und Baslerin in Weimar» gefühlt[40], so hat doch bestimmt die Gemeinsamkeit der weitern Heimat einem Zusammenfinden der Herzen vorgearbeitet.

Wie anders als Herders doppeldeutiges «In Gottesnamen!» klang schon Carolines Antwort auf Müllers Aufnahmegesuch: «Kommen Sie... zu uns, lieber Pilgrim, Sie sollen unser treuer Hausgenoß', Freund und Bruder diesen Winter über sein. Ihr Antrag hat unsere Freude und Liebe zu Ihnen vermehrt, und Sie sind wie ein Verwandter bei uns geliebt. Tausendmal Adieu.» Das war eine Einladung, auf die der junge Mann mit Freuden eingehen durfte! Und seither hat die Herderin für ihn und die Seinen gehofft und geraten als eine, die das sanfte Gemüt des Hausfreundes kannte und schätzte.

Wie zart kümmert sie sich um Müllers Familienverhältnisse. Selbstverständlich wird dessen Gattin in die Korrespondenz einbezogen und hineingezogen. Wie versteht sie es, ihre Lebenserfahrung der jungen Frau mitzuteilen, als sie hellhörig aus den harmlosen Aeußerungen Marias eine gewisse Ratlosigkeit herausgemerkt hat. Der an Leib und Seele öfters kränkelnde Johann Georg sei eben in den Jahren, wo er die besondere Geduld seiner lieben Begleiterin beanspruchen müsse — «das wird aber mit dem 40sten Jahr anders, ruhiger und gesunder wird er werden wie ein Jeder, der diese Krisis des Gemüts überstanden hat» (13. Dezember 93). Müller selbst tröstete sie in einer humoristischen Weise, die dem Grübler jedes weitere Einbohren in sein Geschick verbot: «Ich hätte gern gehört, daß Sie dick und stark geworden wären. Das

---

[39] Hier fand sich auch nach Herders Tod ein gemeinsames Thema. Müller durfte sie ihre Begeisterung über die Mundartgedichte J. P. Hebels mitteilen. «Dies ist wahre, ächte Poesie. Mit wenigen Zügen stellt der Dichter alles so lebendig vor, er zeigt uns das menschliche Herz in seiner schönsten, heiligsten Natur, mit Himmel und Erde und allem Edlen...» (12. März 1809). Sie traf auf ein vorbereitetes Gemüt. Müller hatte 1806 bereits in Schaffhausen die persönliche Bekanntschaft mit Hebel gemacht und seinen Eindruck mit den Worten wiedergegeben: «Ein Mann für uns!» Und der Adressat, Ulrich Hegner in Winterthur, Müllers zweiter literarischer Berater nach Herder, hat den Schreiber in seiner Sympathie gestützt. Die Anregung zur Lektüre der «alemannischen Gedichte» dürfte wohl von der Schweiz ausgegangen sein.

[40] K. E. Hoffmann, *Johannes v. Müller Briefwechsel mit J. G. Herder...*, S. 13.

wird aber alles mit jener Krisis kommen.» Er mußte ihre Hilfsbereitschaft spüren aus dem Wunsche, der ja dem seinen entsprach: «Ach wären wir nur näher beisammen — wir näher, südlicher, bei Ihnen und könnten Sie nur manchmal besuchen» (20. Dez. 93). Ihr durfte Müller schon 82 die Besorgnis wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Schwester vertrauen, und Caroline hat mit einer ausführlichen Liste von Ratschlägen fürs Wochenbett ihr mütterliches Wissen zur Verfügung gestellt.

Die fürsorgliche Liebe gab der Herderin das Recht, auch ihre Zustände zu entdecken und all das zu klagen, was sie bei ihrer Gabe, Leid und Beeinträchtigung zu empfinden, bedrückte. Vom eignen Schnupfen und von den kleinen Krankheiten der Kinder (Brief vom 24. Juni 87) konnte sie dem Freund erzählen und wußte, daß er nicht lächelte; aber auch von ihrer schweren Last, an der sie gegen das Ende von Herders Leben zu tragen hatte, durfte sie etwas abladen. Das «Abladen» ist wörtlich zu verstehn. Der finanzielle Druck, dem die kinderreiche Familie des Generalsuperintendenten schon immer ausgesetzt war, hatte sich infolge Krankheiten und Ausbildungsspesen für die heranwachsenden Söhne verstärkt. Die Herderin, welcher allein die Verantwortung für das wirtschaftliche Gleichgewicht überbunden war und welche auch als einzige die Gefahr ihrer Lage überblickte, hatte wohl vieles heimlich versucht. Auch waren nicht alle Weimarer Freunde so untätig — auch der Herzog war es nicht — wie dies nach den Aussagen derjenigen, die alle Gaben wie einen Tropfen auf heißem Stein sich verflüchtigen sah, scheinen mochte. Die Briefe an Müller deuten zuerst nur ein allgemeines, mehr auf den innern Zustand zielendes Unheil an, die Schreiberin scheint gefaßt: «Leid, schweig, meid' und vertrag, deine Not niemand klag, seine Hülf kommt alle Tag», heißt es noch am 6. Januar 97 in Wiederaufnahme von Müllers tröstendem «Schweig, leid, meid und vertrag — dein Glück kommt alle Tag» (welchen Spruch er im Sommer 84 freilich auf den Träger eines geistlichen Amtes gemünzt hatte). Doch die rückläufige Bewegung ließ sich mit Schweigen und Hoffen nicht aufhalten, und den Ruin vor Augen, rief Caroline am 3. September 97 den Schaffhauser Freund um Hilfe an: «... die Kinder, die Krankheit meines Mannes, diese größte Krankheit[41]; diese Reise[42] und langwierige

---

[41] Herders Augenleiden oder seine wachsende Labilität, die öfters den physischen wie den seelischen Zusammenbruch erwarten ließ?

[42] Die Reise zu Gleim nach Halberstadt.

Krankheit seiner Schwester, hundert Dinge, die unser Stand notwendig macht — haben endlich eine Bürde auf mich gewälzt, die mir gerade jetzt sehr mühsam ist. Ach, lassen Sie mich nicht ins Detail gehen; ein freundschaftlich Wort und Anerbieten von Ihnen macht mir heute Mut, eine Anfrage und Bitte zu tun. Wollten Sie mir wohl durch Schortmann in Nürnberg 60 Carolins in Silbergeld, auf 4 Jahre verschaffen und sich bei ihm für mich verbürgen?» Es folgt eine Präzisierung des gewünschten Vorgehens, die eine tüchtige Wirtschafterin offenbart. — Der Notschrei blieb nicht ungehört. Der Versicherung, der Brief sei ihr «sauer geworden zu schreiben», hätte es für Johann Georg Müller nicht bedurft. Mit einer Selbstverständlichkeit, welche seine freundschaftlichen Gefühle besser beglaubigt als seine wärmsten Worte es tun, verschafft er der Caroline die Carolins. Und damit ist nur der Anfang bezeichnet. Müllers Aufwendungen für den Herderschen Haushalt müssen beträchtlich gewesen sein; die wiederholten Leistungen mögen mehr zu dessen Sanierung beigetragen haben als der in jeder Herder-Biographie erwähnte Zuschuß eines anonymen Spenders. Wir erlauben uns, an dieser Stelle auf Baumgartens Publikation «Herder und Georg Müller» hinzuweisen, welche die Bedeutung dieses Kapitels der Freundschaftsgeschichte erhellt. An diese Direkthilfe[43] schließen sich die zahlreichen Dienste an, die Müller Herders Kindern geleistet hat. Die Patenschaft für Alfred zählt dabei am wenigsten, da das Kind zu Müllers großem Schmerz nicht lebenstüchtig war, das Patengeschenk einmalig blieb. Hingegen hat er sowohl Wilhelm wie August Herder in Erfüllung des väterlichen Wunsches zu Stellen im Welschland verholfen und hat beiden in seiner Schaffhauser Wohnung ein Absteigequartier frei gehalten, das nicht unbenützt blieb. «Schauen Sie ihn als einen der Ihrigen an, wie Sie einer der Unsrign sind», bat die Mutter in der Anmeldung Wilhelms (14. April 94); zweieinhalb Monate später (am 30. Juni 94) dankt Herder persönlich für die gute Aufnahme: «Sie waren die Ersten, die in der Fremde die Fremdlinge aufnahmen und ihnen Zutrauen einflößten...». Die Anhänglichkeit, welche die Herder-Kinder in manchen Briefen an Johann Georg Müller ausdrücken — und nicht in Pflichtbriefen, die unter Obhut verfaßt werden — bürgen für dessen wahrhafte Liebe gegen Herders ganzes Haus. Aber auch fremde Jünglinge genossen auf die Fürsprache der Herderin die

---

[43] Die finanzielle Unterstützung wurde gelegentlich noch durch Naturalgaben ergänzt, — so danken die Herders verschiedentlich für Kirschwasser.

Schaffhauser Gastfreundschaft. Für das blutarme Predigerlein Munke, das auch ins Welchsland fährt, soll Maria Müller 1/2 Dutzend Hemden zusammenbringen, da die bedrängte Herderin ihren Helferwillen nur ungenügend in die Tat umsetzen konnte (Bittbrief vom 6. Januar 97).

So haben die Müllerschen reichlich vergolten, was der Hausvorstand einst als Student im Winter 81/82 genossen hatte. Wenn in der menschlichen Beziehung Caroline durch ihre Liebe das wettmacht, worin Herder Müller nachsteht, so bleibt beim Vergleichen der Liebestaten Müller der Reiche, der Gebende.

Herder ist freilich gar nicht in der Lage gewesen, diesen Vergleich zu ziehen, wurde ihm doch des Freundes größtes finanzielles Opfer sorgfältig verschwiegen. Aus dem Bedürfnis, den kranken Mann zu schonen — «was soll ich ihn damit quälen!» — und aus dem wohl richtigen Gefühl, daß er das Ansinnen Carolines nicht billigen würde (weil er es aus seiner Einstellung zu Müller nicht dürfte?), aus beiden Gründen hatte Caroline die Verhandlungen geheim geführt — und Müller hat sie natürlich geheim gehalten. Es ist schon so, wie Heinrich Gelzer ganz allgemein sagte: «Geräuschlos, aber unübersehbar»[44] war sein Einfluß.

Das gilt schließlich auch für das literarische Feld, dessen gemeinsame Bestellung durch Herder und Müller für unser Interesse an dieser Freundschaft aus der Zeit der Klassik ausschlaggebend ist. Herder als der Mann, der Literaturgeschichte machte, hat da selbstverständlich mehr Gewicht als der Theologe aus Schaffhausen, der im großen und ganzen als Erbauungsschriftsteller etikettiert werden kann. In seinem «Tode Mosis» mögen wir zwar mit Gelzer den «Freund und Geistesverwandten Herders» erkennen[45]; der wohlwollende Gelzer meint sogar: «wohl dürfen diese Blätter mit den schönsten Partien aus dem ‚Geiste der hebräischen Poesie' verglichen werden[46]». Auch ließe sich vielleicht — wenigstens dem Unternehmen nach — Müllers Petrarca-Uebersetzung neben Herders «Cid»-Uebertragung stellen. Allein, die «Ebräische Poesie» hat einen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte zugewiesen erhalten und der «Cid» wird sogar noch gelesen (wenn auch nicht mehr von vielen), während Müllers «Tod Mosis» wie seine ganze Reihe «Be-

---

[44] H. Gelzer, *Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizer Geschichte*, Bd. I, S. 209.

[45] H. Gelzer, *Die drei letzten Jahrhunderte...*, Bd. II, S. 312.

[46] H. Gelzer, *Die drei letzten Jahrhunderte...*, Bd. II, S. 312.

kenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst»[47] beinahe vergessen sind (letztere trotz Herders Vorwort!). Auch Gelzers Lob steht neben dem konzessiven «ohne daß von ihm irgend eine glänzende Leistung namhaft gemacht werden könnte»[48]. Das Glänzen war nun allerdings nie Müllers Sache, und am Vergessen ist ja unter Umständen nicht nur der Vergessene schuld. Uns kann es indessen weder um eine Bestätigung des Leserurteils noch um eine Ehrenrettung des Schriftstellers Müller gehen; wir verfolgen hier allein seine Beziehungen zu Weimar.

Einen starken Einfluß Herders auf das Schaffen von Johann Georg Müller erwarten wir. Die andächtige Haltung des Schaffhausers vor dem Werk und seinem Autor, wie die immer erneuerte Beteuerung, daß er von diesem seine entscheidende Befruchtung erfahren habe, gewinnen dadurch ihren tiefern Sinn. In seiner autobiographischen Skizze gesteht er, in Herders Schriften Weisheit gesucht zu haben; sie hätten ihm aber mehr gegeben: ein inniges Vergnügen nämlich und innere Befreiung. «Meine Religiosität erhob sich aus den mystisch-pietistischen Sümpfen, worin sie moderte, zu freieren, weiteren Ansichten, und sympathetisch zog mich der reine Hauch des Orients an, der diesem großen Schriftsteller mehr als irgend einem andern der neuern Zeit eigen ist[49]». Aus dieser bewundernden Aeußerung wird klar, was für das literarische Bemühen Müllers richtungweisend geworden ist: Die Loslösung von einer mystisch unklaren Religionsschwärmerei. Sie ist zwar nicht in einer seiner Schriften als Akt feststellbar, sondern zieht sich als andauernder Prozeß durch Müllers gesamtes Schrifttum hin. Und diese Loslösung war ursächlich mit zweierlei verbunden:

1. Mit ihr zusammen ging ein neues Verhältnis zur Bibel im allgemeinen und zum Alten Testament im besondern — denn nur diesen geistigen Bezirk des Orients und noch nicht auch jenen von «Tausend und eine Nacht» hatte sich Herder ausgesondert. Die neue Beschäftigung, die eigentlich eine Wiederaufnahme war, geschah zudem mit den Werkzeugen des Dichters. Herder hatte die poetische Struktur der Heiligen Schrift — nicht nur der sogenannten poetischen Bücher — erkannt und in seiner «Aeltesten Urkunde» nachzubilden getrachtet. Ohne die Bereitschaft, in seine Empfindungen lyrisch einzuschwingen, wird keiner je diesem Werk viel

---

[47] Die Petrarca-Uebersetzung gehört in diese Reihe.
[48] H. Gelzer, *Die drei letzten Jahrhunderte*.., Bd. II, S. 310.
[49] Selbstbiographie, S. 30/31.

abgewinnen können. Johann Georg Müller hat im oben erwähnten «Tod Mosis» inhaltlich und stilistisch diesem Werk nachgeeifert — mit dem Erfolg, daß Herder seinen Schüler, wie billig, lobte: «Ihr nettes Büchelchen[50] hat mir innig und herzlich gefallen; ich habe lange nichts so Wahrhaftes gelesen. Der Tod Moses hat schöne Stellen. Im 2. T(eil) der Ebr(äischen) P(oesie) sollte auch ein Tod Moses stehen; er steht aber noch in der Schreibtafel und Zeit und Lust fehlen mir zur Abschrift» (26. Juni 86). Die Anerkennung des Epigonen ist bedingt ausgefallen, wie öfters. Das Lyrische, so sehr Müllers Seele zum Mitteilen jeder Empfindung bereit war — und so glückliche Einzelformulierungen ihm gerade im gehobenen Stil gelungen sind, ist nie ganz sein Element geworden. Verse von Müller wirken fabriziert, auch blieb er in der Beurteilung von solchen unsicher. Seinem Altersfreund Ulrich Hegner hat er den selbst erkannten Mangel mehrmals, nicht ohne Wehmut, zugegeben. «Du weißt, da ich kein Poet bin, so kann ich's (sein Urteil) wohl ertragen», fügt er seiner «Serena» (inklusive «Tod Mosis») bei (27. Juni 1803), und vor der «Legende» Hegners steigt ihm der Wunsch auf: «ach wenn ich doch auch so etwas machen könnte!» (12. Januar 1811). Damit sei die Gefahr angedeutet, welche Johann Georg aus der poetischen Orientierung nach Weimar erwachsen konnte.

2. Nur positiv für den jungen Schriftsteller erwies sich die andere Konsequenz aus der Nachfolge Herders. Wir meinen den Gewinn jener «freieren, weiteren Ansichten» und jenen Schuß Vergnügen an der Arbeit, den ihm die Lektüre schon injiziert hatte — oder anders ausgedrückt: jene geistige Freiheit, die ihren Bannerträgern Heiterkeit statt Trübsinn gebietet — die, welche Müller den Mut gab, die Reihe seiner moralischen Aufsätze und Lesefrüchte unter das Kennwort «Serena» zu stellen.

Neben dem Bestreben, sein Publikum (als Leser der «Serena» waren vorwiegend Jungfrauen gedacht, die es von der üblen Romansucht zu heilen gelte) in christlicher Heiterkeit zu den Schönheiten der Bibel zu führen, geht einher der Versuch, das Christentum zu humanisieren. Damit treffen wir auf beider Theologen Hauptanliegen, auch wenn dieses nicht aus den Sätzen herauszulesen ist, mit denen Müller die Wirkung von Herders Büchern wiedergibt. Deutlicher noch als in Müllers Erfolgsschrift[51] «Unterhaltungen mit Serena» — in der übrigens als Nr. 8 Herders Gedicht «Die Farbe

---

[50] Die Aufsatzsammlung «Unterhaltungen mit Serena moralischen Inhalts».

[51] Sie erreichte vier Auflagen, die vierte noch 1856.

und das Licht» figuriert — wird dieser gemeinsame Zug in seinem «Theophil»[52]. Es handelt sich wieder um ein echtes Erbauungsbuch, trotz der auf breiterem Raum zugelassenen Gelehrsamkeit. Stilistisch fällt die Gliederung in Fragmente auf, womit auch der architektonische Anschluß an Herder gewahrt ist. Schon Stokar hat die Beziehung aufgedeckt: «Im übrigen aber ist der Geist Herders darin nicht zu verkennen; denn was jener Mann angestrebt, das leuchtet auch hier durch: Müller will die Theologie humanisieren»[53]. Wir könnten den «Theophil» in gewissem Sinne auch als populäre Weiterführung von Herders «Briefen über das Studium der Theologie» verstehn, ähnlich wie wir in seinen «Briefen über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte» (97) eine offensichtliche Parallelarbeit zu Herders Schrift erkennen.

Das humanistische Streben mußte schließlich die theologischen Schriftsteller, die in der Vermenschlichung Christi aus innerem Widerstand nicht zu weit gehen wollten, von diesem weg auf den reinen Menschen als den natürlichen Träger der Humanität lenken. Die literarische Gattung der Biographie, meist in der Form des Selbstzeugnisses, erlebte, wie je, wenn der Mensch Gott im Mittelpunkte abgelöst hat, eine neue Blüte. Herder hat uns zwar keine umfassende Autobiographie hinterlassen, wiewohl er mit dem «Journal meiner Reise im Jahr 1769» früh in dieser Sparte tätig war; ihm fehlte die Muße und die Ausgeglichenheit, die ein Werk wie «Dichtung und Wahrheit» oder nur die «Italienische Reise» verlangt hätte. Spitz formulierend könnten wir behaupten, auch dieser autobiographischen Skizze habe Müller in einigen Versuchen nachgeeifert; zumindest kann Herder mit als Anreger derselben gelten. Ein Erlebnis wie eine damalige Rigireise konnte natürlich einen sensiblen Menschen ohne weitern Anreiz zur schriftlichen Fixierung drängen, und endlich paßt das literarische Unternehmen in die angedeutete Modeströmung, die auch Herder nur mitmachte. Für die «Reise nach Weimar» hingegen ist Herder verantwortlich, ob die Frage nach der stilistischen Abhängigkeit bejaht oder verneint wird. Es ist ja darin der Prediger der Humanität selbst zum Gegenstand des humanisierenden Strebens, zum christlichen Helden geworden. — Erwähnt sei hier auch seine Rolle als Stofflieferant für Johann

---

[52] «Theophil. Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferem Alter» (1801), das eigentliche Gegenstück zur «Serena» mit ihrer Ausrichtung auf die Damen.

[53] K. Stokar, *Fortsetzung von Müllers Biographie*, S. 218.

Georg Müllers eigene biographische Notizen. — Das Muster einer formvollendeten und abgerundeten Selbstdarstellung wies Herder seinem Schüler in Rousseaus «Confessions». Der Weimarer spürte gewiß die geistige Verwandtschaft mit dem Genfer, mit dem er teilte: das selbe reziproke Verhältnis von Sensibilität und Reizbarkeit, den Höhenflug der Gedanken, dem der irdische Lebensgang in keiner Weise gerecht wurde, die romantische Sehnsucht nach den Tiefen, das Zurück! in der Losung und das eng mit dieser Haltung verbundene Sich-Aufbäumen gegen das glanzlose Bürgerschicksal. Die Literaturgeschichte hat indessen bestätigt, daß beiden eine ähnliche Bedeutung für die deutsche, respektive die französische Entwicklung zukomme und hat die Gleichung aufgestellt: wie Rousseau zu Voltaire, so Herder zu Lessing. Wozu Herder keine Zeit hatte, das lag in den «Confessions» vor: eine Schrift, bereit, eindrücklich zu sagen, was in seinen eignen fragmentarischen Arbeiten verstreut und unvollständig herumlag. «Suchen Sie doch Rousseaus Confessionen zu lesen: ein schöner Beitrag, Aufschluß des Menschlichen zu dem, was wir göttlich im Menschen heißen.», lautet seine Empfehlung anfangs August 82. Der angeschlossene Aufruf «O wenn Jeder seine Confessionen schriebe!» konnte vom Empfänger auch kaum anders interpretiert werden, als das Müller in seiner Antwort vom 8. August 82 tat: «Rousseaus Konfessionen will ich bald lesen. Ich scheue mich etwas davor, weil ich bei solchen Büchern mich selbst zu bald in fremde Existenz verliere. Doch gibt's mir viel Aufschluß auch über mich. Meine eignen Konfessionen sind seit Jahren meine Lieblingsidee, aber freilich wird's eine Sündenbeicht sein, die fast keiner wird lesen können, so lang ich lebe.» Wie wir wissen, sind Müllers Versuche mit der eignen Person als Objekt wirklich nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen. Er war zu bescheiden dazu. Der Rousseausche-Herdersche Same ging jedoch vielfältig auf in Müllers «Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst» (erschienen 1791). Herder ist, gewissermaßen als geistiger Vater dieser Sammlung von teils übersetzten Autobiographien, teils nachgezeichneten Lebensläufen, gebeten worden, das Vorwort zu schreiben. Er hat sich der Aufgabe entledigt, indem er, an die vertraulichen Stunden mit dem Herausgeber erinnernd, einige Briefe statt der Vorrede verfaßte. Darin behandelt er Nutzen und Gefahren eines derartigen Unternehmens, weist auf die historischen Voraussetzungen eines solchen hin und nimmt erneut Stellung zu den «Confessions». Ohne die Größe des Genfers anzutasten, warnt er hier doch vor dem moralischen Abgleiten des Autobio-

graphen, der aus der egozentrischen Weltschau des Sonderlings heraus den Maßstab verliere und den Leser sowohl durch das leichte Verzeihen eigner Ausschweifungen als durch die scharfe Verfolgung anderer Sünder anwidere. Diese Einschränkung durch den Vorredner konnte Müller nur lieb sein, denn er hatte bei seinem humanistischen Unternehmen nie das christliche Anliegen aus den Augen verloren. Die Auswahl der «merkwürdigen Männer», denen er das Wort erteilt — Augustin — Petrarca — Graf von Zinzendorf — ist vom Standort des christlichen Humanismus aus geradezu klassisch (böse Kritiker würden vielleicht sagen schulmeisterlich). In den Zusätzen zum «Petrarca» ist angedeutet, was den Uebersetzer zu Petrarca zog und von Rousseau abstieß. Er vergleicht beider Werke und findet das des Italieners «weniger phantasierend», «weniger träumend», «ebenso fein entwickelnd» und — worauf trotz der fast lächerlich sorgfältigen Formulierung ein Hauptakzent liegt, «gewiß ebenso tugendhaft» — «viel gütiger auch und weniger unmutig und zermalmend gegen seine Feinde»[54]. Die Verdeutschung Petrarcas scheint uns übrigens eine der feinsten schriftstellerischen Leistungen von Johann Georg Müller. Das «barbarische aber kraftvolle Latein» ist sicher nicht in das kernige Deutsch verwandelt, das etwa ein Stürmer und Dränger hingelegt hätte; aber dafür sind die dunkeln Stellen wirklich heller geworden, und daß «manche fremde Feder weggeworfen, womit der gute Mann nach dem pedantischen Geschmacke seines Zeitalters seinen Vortrag schmücken wollte»[55], kommt zwar einer Preisgabe der Werktreue gleich, aber — und das ist vielleicht ausschlaggebend — Petrarca wurde in Müllers Deutsch lesbar; die Feststellung gilt auch noch fürs zwanzigste Jahrhundert. — Die Herderschen scheinen ihres Freundes Arbeit mit Ungeduld erwartet zu haben. Herder wurde über die Fortschritte auf dem laufenden gehalten; er spielt in einem Brief vom 7. Dezember 89 (?) darauf an, indem er den Autor scherzend Johannes Evangelista nennt, und im Winter 91 wird der nun erschienene Band mit ins Carlsbad geschleppt.

Es ließe sich eigentlich bei jeder Müllerschen Schrift ein Faden zurück nach Weimar spannen. In vielen Fällen wäre statt von Abhängigkeit eher von gleichen Interessen, von gemeinsamen Sympathien und auch von Wechselwirkungen zu sprechen. So haben sich die beiden in der Abneigung gegen die Metaphysik — im besondern

---

[54] «Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst», Bd. I, S. 201.
[55] «Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst», Bd. I, S. 200 f.

der Kantianer — bestärkt. Herders «Metakritik» ist freilich allein von einem größern Publikum (auch keinem großen — und keinem begeisterten) beachtet worden. Aehnliches gilt etwa für die Schulreden oder für die Katechismen. Die letztgenannten Schriftstücke gehören aber eher J. G. Müller als Theologe und als Schulmann zu. Für diese beiden Sektoren seines Wirkens dürfen wir auf andere Beiträge verweisen — ebenso wie für die Behandlung der größten Arbeit Müllers im Schatten seines Lehrers, für die posthume Ausgabe von Herders Werken.

Müllers Einflußnahme auf die literarische Produktion seines Weimarer Freundes ist naturgemäß — der Schaffhauser war 15 Jahre jünger — geringer. Sie läßt sich mit Sicherheit für zwei von Herders Hauptwerken nachweisen: einmal für die mehrfach genannten «Briefe, das Studium der Theologie betreffend», zum andern für die «Ideen zur Philosophie der Geschichte».

Wir erinnern an jene Sternstunde in Müllers Dasein, in welcher ihm der verehrte Herder erstmals gegenüber stand und ihm mit einem eben erschienenen Buch seiner Feder die Antworten auf alles überreichte, ehe Müller die entsprechenden Fragen stellen konnte. Die Blätter — es waren die «Briefe, das Studium der Theologie betreffend» — schienen Johann Georg just auf seine persönliche Lage abgestimmt; sie konnten es allerdings nicht sein, da ja der Beschenkte erst daran war, die Bekanntschaft des Gebers zu machen; umso eher aber ist es die Fortsetzung, die Herder verfaßt hat, nachdem er in Georg Müller einen ihm rückhaltlos vertrauenden Theologiestudenten ausgeforscht hatte. Wir berufen uns im folgenden auf die Herderspezialisten, welche kein Interesse haben können, Johann Georg Müller irgend ein Verdienst zuzuschanzen. R. Haym[56] nimmt an, daß der zweite Teil dieser Briefe vielfach geradezu an Müller gehe[57]. Und Th. Matthias[58], der auf den Stilwandel vom 1. zum 2. Teil der «Briefe» achtet, schreibt diesen mit Bestimmtheit der Einwirkung Müllers zu: «Durch die Beziehung zu dem jungen Schweizer gewann das Werk den Ton herzlich duldsamer Frömmigkeit und die persönliche Färbung, ..., auf der seine große Wirkung, sein Einfluß auf das theologische Studium zum guten Teil beruhte; hatte sich Herder doch vom zweiten Teile an geradezu den schüchternen, zutraulicher Förderung bedürftigen jun-

---

[56] R. Haym ist bis heute der maßgebliche Herder-Biograph.

[57] Allgemeine deutsche Biographie, «Herder».

[58] Matthias besorgte die Herder-Auswahl für «Meyers Klassiker Ausgaben».

gen Schweizer als den zu belehrenden Studenten gedacht[59]!» Auch im 5. Teil der Briefe an Theologiestudenten, in den sogenannten Briefen an Theophron, glaubt Matthias den Schaffhauser Jüngling als Modell für den Predigerkandidaten zu erkennen[60].

Müllers Anteil an der Vollendung der «Ideen zur Philosophie der Geschichte» ist evident. Herder hatte, seinem Dämon folgend, auch dieses Werk halb fertig liegen lassen, als ihn Müllers Brief vom 30. August 1790 erreichte. Es handelte sich um eine der anmutigsten Mahnungen, die je an einen Autor gegangen sein mögen. «Liebster Vater und Gevatter!», redet ihn Müller vertraulich an: «Es liegt mir schon lange etwas auf dem Herzen gegen Sie, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich's nicht längst gesagt. Es betrifft die Fortsetzung des ersten, größten und besten Ihrer Werke, der Ideen zur Philosophie der Geschichte. Ich nehme kein Blatt vor den Mund, und will Sie rühmen nach bestem meinem Vermögen. Ihre Schriften alle, liebster Herder, sind über unsere Zeit erhaben, Sie werden ihre beste Wirkung nicht erleben; aber wenn einst der Strom der Zeit die unzähligen Schwätzer, Frömmler, Schöngeister, Kantianer, Wolfianer etc. etc. weggespült hat, werden Sie überbleiben und der Lehrer unserer Enkel werden. Es ist kaum Eine, wo nicht eine große, neue Idee, eine allanwendbare notio directrix wenigstens zu den wichtigsten Wahrheiten vorgetragen würde. Ich bin Ihnen das Zeugnis schuldig, so viel und mancherlei Bücher aus allen Zeiten ich schon gelesen, so kehre ich doch zu keinen lieber zurück als zu den Ihrigen, und ich finde mich für jedesmal erhoben, gestärkt und wie mit Balsam wohltätig erquickt. Nicht daß ich blind wäre! In den älteren zumal mißfällt mir oft der Vortrag: hingegen in den Ideen — ich bin stolz darauf, ihren ganzen Wert zu fühlen! — finde ich alles in der schönsten Vollkommenheit. Sie sind die edelste Effloreszenz Ihres ächt platonischen Geistes und Ihrer schönen liebenswürdigen Seele. ... Ich weiß, Sie kennen mich, wie fern ich von Schmeichelei bin, es geht mir von Herzen und ich kann mich nie satt darüber reden. ... Und nun dies Buch, des sich keiner der großen Alten schämen würde, dies Buch, das einst in fremden Weltteilen und unter ungeborenen Geschlechtern Epoche machen wird, diesen Schatz von Gelehrsamkeit, Philosophie, Poesie und von den höchsten, reinsten, menschlichsten Empfindungen wol-

---

[59] Matthias, *Vorwort zur Herder-Ausgabe «Herders Leben und Werke»*, Bd. I, S. 41.

[60] Siehe Anm. 59.

len Sie unvollendet lassen? Aus welchem Grund? Gewiß nicht darum, weil es undankbar ist aufgenommen worden? Gegen eine Rezensentenstimme, die an Ihren Lorbeeren rupft, sind hundert stillere, die sich an Ihrem Lichte wärmen, hunderte, in welchen durch Ihren Dienst die Blüte der Humanität sich entwickelt zu tausendfältigem Segen für alle, die um sie sind. Gewiß nicht darum, daß die Nachwelt ihren Verlust desto besser fühle! O nein, so grausam sind Sie nicht! Sie wird ihn genug fühlen, wenn Sie die ebr. Poesie, die Litteraturfragmente, die theol. Briefe unvollendet bekömmt. Würden Sie, liebster Papa!, nicht unwillig, wenn Sie von Plato, Aristoteles und Xenophon lauter halbvollendete Werke hätten? Vollenden ist das schönste, was der Sterbliche tun kann, und was ihm das Vergnügen des Schöpfers mitteilt, da er alles gut sah[61].» — Wir kennen auch die Antwort, zwar nicht des ehrenvoll Gemahnten, aber doch die der Mitwisserin all seiner Unternehmungen. Am 4. April 91 meldete Caroline: «Ihr lieber Brief ... erinnerte so freundlich an die Ideen; es geschah, was Sie wünschten, guter, treuer! Die Hälfte des 4. Teils ist fertig, ...» Gestützt auf diese Versicherung wagte der mit Eigenruhm so sparsame Johann Georg in einer Fußnote zu Carolines Herder-Biographie zu bemerken: «Zur Herausgabe des vierten Teiles der Philosophie der Geschichte glaube ich durch meine wiederholten Vorstellungen wenigstens beigetragen zu haben[62].»

In der bescheidenen Rolle als Beiträger mag Müller auch einen gewissen Anteil an Herders Bemühungen um altes Volksgut haben. Wir sind leider nicht imstande gewesen, die Verwertung der von ihm gesammelten Lieder aus dem Haslital zu überprüfen. Es würde das Herdersche Schaffen gesamthaft auch ohne Müllers Zutun zu erklären sein, und doch bleibt die auf einen Irrealis gründende Zuversicht der Witwe nicht ohne Berechtigung: «Ach hätte der Vater ... manchmal Umgang mit Ihnen haben können, manche unvollendete Arbeit würde er beendigt haben, durch die Aufmunterung und Zusprache dieses Freundes[63].»

Abgesehen von der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Schriftsteller durch ihre Gespräche, Schriften und Schreiben hat diese Freundschaft eine fast unübersehbare Fülle geistiger Werte

---

[61] Der Brief ist abgedruckt bei Baumgarten, «Herder und Müller», S. 22. Auch Baumgarten mißt ihm den entscheidenden Anstoß zur Fortsetzung der «Ideen» bei.

[62] «Aus Herders Leben», Bd. II, S. 21.

[63] «Aus Herders Leben», S. 21.

vermittelt oder vermitteln helfen. So würde sich unsere Untersuchung im Uferlosen verlieren, wollten wir die Buchstöße berücksichtigen, welche beide ziemlich regelmäßig austauschten, und wollten wir den Früchten solcher Lektüre in ihren Schriften nachspüren. Einige ausgewählte Namen mögen immerhin für die vielen stehen, die da hin und her genannt wurden.

Von Johann Georg Müller wissen wir bereits, daß er das Bindeglied zwischen seinem Bruder Johannes und Herder war. «Die Freundschaft des geliebten ältern Genius Bruders Johannes knüpfte sich natürlich durch den jüngern[64].» Darüber hinaus hat der Schaffhauser Herders Lavater-Bild vervollständigt, gelegentlich auch etwas korrigiert. Die Worte, die er dem toten, «dem guten, ja wohl seligen Lavater» widmete, gehören zu den schönsten Würdigungen des frommen Zürcher Schriftstellers; im Freundesbrief blieben sie allerdings der Oeffentlichkeit verborgen[65].

Herder hat Johann Georg Müller außer auf Rousseau vor allem auf Hamann aufmerksam gemacht. Und dieser ist von seinem ostpreußischen Landsmann allem Anschein nach rückhaltlos und mit Wärme empfohlen worden. Sonst wäre für Müller nicht schon im Jahre 81 der Magus des Nordens zum vertrauten «alten Hamann» geworden: «Grüßen Sie mir Ihren alten Hamann. ‚Ich liebe Ihn sehr und wollt' zeitlebens sein Schüler bleiben.'» (3. Februar 81.) Die auffälligste Stelle ist zwar zitiert, aber es tönt doch fast, als ob Herder seinen Platz abgetreten hätte. Müller muß seine Formulierung selbst als eine Uebersteigerung empfunden haben, sonst hätte er nicht darauf den Lehrer — auf Kosten des guten Geschmacks — seiner «inbrünstigen» Liebe versichert. Auch Hamann wird später wie Herder der Ehrentitel «Vater» beigelegt (erstmals am 17. April 82). Die Hamann-Literatur bildet einen wichtigen Gegenstand der Korrespondenz Weimar-Schaffhausen; nach Herders Tod hat Müller auch den Briefwechsel Königsberg-Weimar in seine Obhut genommen[66]. — Im Fernbund Gleim-Herder erscheint Johann Georg Müller ebenfalls als Dritter, aufgenommen auf Empfehlung Carolines, die am 26. November 81 nach Halberstadt gemeldet hatte: «Seit Michaelis ist der Bruder Ihres Johannes Müller bei uns wohnhaft,... ein trefflich guter Jüngling, rein wie eine Blume und männ-

---

[64] «Aus Herders Leben», S. 20 (Caroline erzählt).

[65] Der kleine Nekrolog ging mit zwei Gedichtchen, die Lavater auf Müller gemacht hatte, nach Weimar.

[66] Inklusive das ihn bloßstellende Stück, siehe oben S. 66.

lich wie ein Mann», worauf Gleim mit einer Einladung an alle drei (Herder, Herderin, J. G. Müller) antwortete; ihr konnte der bereits mit seiner Abreise beschäftigte Müller allerdings keine Folge leisten. — Ueber Herder führte wohl auch Müllers Sympathie zu Gleims Dichterfreund Uz, auf den Herder wie auf Klopstock, Gleim und Hamann ein Gedicht geschrieben hat, freilich ehe er in einer seiner Schulreden gegen die anakreontische Tändelei vom Leder zog, die Uz sein Leben lang geübt hat[67]. — Klopstock ebenfalls hat in Müllers Augen viel gewonnen durch Herders Teilnahme an seinem bereits überlebten Streben. — Mit Matthias Claudius sei die Reihe der Dichterbekannten Herders, über die Müller positiv orientiert wurde, abgeschlossen. — Alles bedeutende Namen! Es mag aber doch auffallen, daß all ihre Träger außerhalb Weimars wohnen, oder anders, daß gerade die Weimarer Großen in der Liste fehlen; denn wohl zu keiner andern Zeit haben in irgend einer deutschen Stadt mehr Literaten und Dichter gehaust als gerade im Weimar des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Man konnte an ihnen nicht vorbeisehen. Wie wir schon andeuteten, hat Johann Georg sogar einige persönlich kennen gelernt: «Die übrigen (die Zusammenfassung ist bezeichnend!) Gelehrten und schönen Geister Weimars, Wieland, Goethe, Musäus, Bode u. a. sah ich bisweilen in unserm Hause[68].» Seine Schüchternheit hinderte jedoch die Aufnahme von Beziehungen, so daß er am Ende das unangenehme Gefühl mitnahm, die Gelegenheiten nicht richtig genützt zu haben. Nur Bode, der Uebersetzer des «Tristram Shandy», scheint von sich aus eine Annäherung gesucht zu haben, aber auch er legte damit nicht den Grund für eine freundschaftliche Beziehung. Er gewann so wenig Einfluß wie Musäus, dessen derb fröhliches Auftreten und dessen Witze eher geeignet sein mochten, den strengen Studenten abzustoßen. Wielands bekannt frivole Schreibart erschwerte eine weitere Berührung mit Weimars Rokokovertretern. Entscheidend für diese Fehlschläge war jedoch ein anderes: Derjenige, welcher hätte Beziehungen vorbereiten, einleiten und fördern können, Herder, wollte nicht. Laut Müllers Reiseerinnerungen wurde im Generalsuperintendentenhaus

---

[67] Herders Gedicht «An Uz» in J. G. Müllers Ausgabe S. 306

«...Als sprächest du aus deiner Seele mir
Die Worte meiner Seele...».

Herders Schulreden: «Sophron», Nr. 23, J. G. Müller Ausgabe S. 214 «Non scholae, sed vitae discendum».

[68] Selbstbiographie, S. 53.

hinter der Kirche eifrig Klopstocks «Messiade» diskutiert[69]; Herder setzte sich selbst ans Klavier und trug die «Ode vom Zürchersee» vor[70]; Winckelmann und Lessing und Spinoza (!), Ossian und Swift — selbstverständlich Hamann — wurden gutgeheißen, die Weimarer aber, sofern Müllers minutiöses Tagebuch auch nur einigen Quellenwert besitzt, wurden totgeschwiegen oder verlästert.

Dies gilt im besondern für Wieland, hinter dem eine Intrige gewittert wurde, die man dem Besuch gegenüber nicht zurückhalten konnte: Wieland sollte nämlich charakterlos erst gegen Herders Berufung gearbeitet und nachher mit Präsenten aufgewartet haben; Müller kommt innerhalb von vier Seiten zweimal auf diese Geschichte. Und nicht genug damit: scheinbar wurde die ganze Familie Wielands verdächtig gemacht. Jedenfalls konnte es selbst das nichtsahnende Töchterchen dem kritischen Studenten nicht mehr treffen. Als «böses Schnädermaul», das über jeden Menschen etwas Böses sage — wie hätte das Johann Georg Müller bei einem flüchtigen Besuch mit eignen Ohren hören können? — ist das Kind in sein Tagebuch eingegangen. Die spätere Aussöhnung der Herderschen mit dem Hause Wieland hat an der damals gewonnenen Einstellung des Schaffhausers nichts mehr ändern können. Die Umkehr wurde durch den lakonischen Satz Carolines «Am grünen Donnerstag hab ich zu Gevatter gestanden bei Wieland»[71] auch knapp genug gemeldet. Johann Georg Müller hat es spät noch wie einen persönlichen Tort empfunden, daß sich Wielands Bücher in einer Zeit, wo Herders Stern schon stark im Sinken war, immer noch großen Zuspruchs erfreuten. «Schändlich ist's, wie das Publikum auf Wielands Werke fiel, und wie gleichgültig es gegen Herder seine zu sein scheint», schrieb der bekümmerte Herder-Herausgeber am 22. Januar 1805 an Hegner in Winterthur. Wie sich Herder und Müller aus tiefer Ueberzeugung gegen Kant und die Kantianer einig wußten, konnte eben auch der größte Schüler der neuen Philosophie, Friedrich Schiller, keine Gnade vor ihnen finden. Wo in den Briefen der Freunde von ihm die Rede ist, so klingt der Ton abschätzig. Müller hat in seine «Serena» eine Verspolemik gegen «Die Götter Griechenlands» aufgenommen[72]. «So kalt wie Schiller»

---

[69] «Aus dem Herderschen Hause», S. 38.
[70] «Aus dem Herderschen Hause», S. 38.
[71] Caroline an Müller, 22. April 1782.
[72] «An Schiller (von einer Bernerin)», Bd. III, Nr. 8. — In einer Anmerkung feiert Müller die «treffliche Erwiderung».

erscheint im Munde der Caroline geradezu als ein herabmindernder Begriff[73]. Und nicht viel anders ist es gemeint, wenn der Schaffhauser, um Zschokke so richtig abzuwerten, — fast höhnisch! — anführt: «Ich merke wohl, er will uns Schiller ersetzen, und ich glaube, es wird ihm nicht ganz mißlingen[74].» — Müller hat übrigens den zweiten der Dioskuren persönlich nicht gekannt.

Wohl aber kannte er von Person und nach den Werken den ersten. Wir gestatten uns, in der Schilderung des Verhältnisses von Johann Georg Müller zu Goethe noch einmal breiter zu werden. Wir möchten es nicht tun, um unsern Landsmann am Größten seiner Zeit zu messen; wir tun es vielmehr deshalb, weil sich in Müllers Goethe-Bild aufs schönste sein Verhältnis zu Weimar spiegelt, d.h. weil wir hier wie an keinem andern Beispiel demonstrieren können, wie die Wirkung dieses klassischen Weimar auf Johann Georg Müller vom Medium Herder abhing. — Der Besucher Weimars war auf Goethe vorbereitet. Dessen erster Ruhm hatte sich längst verbreitet; durch die Zusammenarbeit mit Lavater war der Autor des «Werther» auch in theologischen Kreisen der Schweiz angesehen. Müller hatte seine Silhouette in den «Physiognomischen Fragmenten» studiert. Und nun glückte vom Herderschen Standquartier aus — nach ein paar vergeblichen Anläufen — das Rendezvous. Wir überlassen Müller das Wort: «Goethes Haus, ganz romantisch. Ein kleines, ganz simples Haus, wie bei uns die Gartenhäusli; ein zugespitztes Dach, große Altane, kleiner Garten, und hinten wilde Bäume, vor ihm die große Wiese. Ich ging hinauf; auf der Laube lagen einige Büsten auf dem Boden. Ich mußte in ein kleines Zimmer treten, das deutliche Spuren eines vor kurzem Angekommenen hatte; Bücher, Atlasse, Kleider usw. lagen umher. Er trat hervor, hatte ein blaues Kleid mit Gold an, sah ziemlich ernsthaft und führte mich sogleich auf die Altane. So schön sah ich ihn noch nie — alle Porträte, auch das letzte in Zürich, erreichen seine Größe nicht. Auch meine Silhouette ist zu düster. — Wir redeten von Zürich und von Passavant[75] und Göttingen; für dies erste Mal wenig Interessantes, aber er nahm mich ganz ein[76].» Der Eindruck

---

[73] Caroline schildert Reinhard: «...er soll ein schweigender und kalter Mann sein und Schiller außerordentlich ähnlich. Dieser war von Herzen sehr kalt.» 12. März 1809.

[74] Müller an Hegner, 26. Februar 1811.

[75] Theologe, Freund Lavaters. Goethe hatte mit ihm 1775 die Reise von Zürich nach dem Gotthard gemacht.

[76] «Aus dem Herderschen Hause», S. 71.

war also — nach Goethescher Terminologie — bedeutend. Und was nun der Student aus Goethes Lebensbereich weiter aufspürt, ist ihm alles wichtig: er bewundert des Dichters «künstlichen» Wald; er bedauert ihn wegen eines Verdrusses über seinen Buben. Der fernere Kontakt scheint jedoch wenig Greifbares gezeitigt zu haben. Gespräche mit Herder über Goethes Werke fehlen im Reisejournal. Wir dürfen wissen, daß das Verhältnis zwischen den alten Straßburger-Freunden damals gut, wenn auch nicht mehr so herzlich war, wie noch 76 bei Herders Ankunft in Weimar. Müller hat demnach sein positives Urteil über Goethe, das er im Ansatz bereits mitgebracht hatte, ausbilden können, ohne von Seiten seines «väterlichen Freundes» daran gestört zu werden. Der schwärmerische Straßburger-Goethe, zu dem Johann Georg besonders leicht gefunden hätte und welcher ja einst auch Herders Sympathie gewonnen, war freilich unter dem blau-goldnen Kleid des Weimarer Hofmanns nicht mehr ausfindig zu machen; der Einfluß einer Susanne von Klettenberg war endgültig gebrochen; aber ein junger Mann, dem träumte, er «habe alle Wissenschaften und menschlichen Kenntnisse durchlaufen und habe nirgends diejenige Befriedigung gefunden», die er suchte[77], der fand sich doch in der Ausgangsstellung Fausts, und wenn er gar bekannte, sein Geist sei durch nichts «so ganz und voll befriedigt worden als durch das Ansehn der menschlichen Gestalt»[77], so suchte er ja — so lange die Göttinger Erinnerung an den Vatikanischen Apoll in ihm wach blieb — die Lösung aus der Unrast ganz in Goethes Nähe.

Da lesen wir denn mit einiger Bestürzung in einem Brief vom 7. Mai 82, in welchem er mit den Weimarer Freunden ein Werk seines Bruders Johannes bespricht[78]: «Aber um alles willen, was setzt auch Goethe dran aus? Sagen Sie mir's, es will's kein Mensch erfahren. Lessings Nathan hat er, glaub ich, auch nicht gelobt. Es ist... als ob er allein groß sein wollte.» In dieser Aussage kommt schon sehr viel zusammen: einmal die natürliche Frontwendung gegen einen, der einem Glied der Familie an die Ehre — sei es auch nur an die Schriftstellerehre — wollte. Johann Georg nahm die Kritik an Johanns als eignen Unglimpf. Und damit hatten die, welche ihm die Information zugesteckt hatten, offenbar gerechnet. Wir müssen nochmals längere Stellen zitieren; wir halten nämlich einiges in Carolines Nachrichtenübermittlung für meisterhaft, mei-

---

[77] Schluß der Autobiographie, Stokar S. 80.
[78] «Die Reisen der Päbste».

sterhaft im Sinne einer zweckbewußten destruktiven Diplomatie. «Wir haben», so beginnt die Herderin den betreffenden Abschnitt, «die Reisen der Päbste... erhalten. Es ist ein köstlich geschriebenes Büchlein; mein Mann hat's dem Haubold Einsiedel und mir vorgelesen, und wir haben Augen und Ohren aufgethan. Mein Mann sagt, es sei herrlich aus der Geschichte genommen, ganz wahr und so sonderbar für den Pabst — Goethe kam dazu, dem will das Büchlein nicht gefallen — sein Urteil zu sagen, ist hier zu weitläufig» (Mai 82)[79]. Wir beachten den Aufbau: Der Wert von Johannes' Büchlein steht von Anfang an fest, «es ist» einfach köstlich geschrieben; Herder selbst hat sich die Mühe genommen, es ihr und dem — ja ganz neutralen — Einsiedel vorzulesen. Sie, die Zuhörer, haben nur noch Augen und Ohren aufgetan; er aber — und jetzt wirft Caroline die Autorität ihres Mannes in die Waagschale — er sagt, es sei herrlich... usw. Damit ist die Sache hinlänglich ausgemacht; da kommt, hinterher gewissermaßen, Goethe dazu, und dem will's nicht gefallen. Genaueres weiß die Caroline nicht anzugeben — oder wäre es so wenig erschütternd gewesen, daß ihr Zweck damit nur hätte verfehlt werden können? Noch einmal, wir halten diese paar Sätze für eine perfide Meisterleistung. Johann Georg hätte nicht den naiven Glauben an Herders Berufung und an Herders Engel haben dürfen, wenn er da hätte Unrat wittern sollen. Man hat es ihm auch gar zu angenehm gemacht, Goethe böse zu werden! Rührend mutet nun Johann Georgs Bemühen an, dem verdienten Bruder noch weitere Opfer von Goethes ungerechten Urteilen beizugesellen. Er ist dabei auf Lessing gestoßen, dessen «Nathan» Goethe auch nicht gelobt haben soll. Ganz glücklich ist er bei der Auswahl des Beispiels nicht gewesen — es sind uns zwar keine überschwenglichen Preisungen Lessings durch Goethe bekannt; jedoch könnten zwei Gespräche von 1780, in denen sich Goethe positiv über den «Nathan» äußerte, eins mit Jacobi und eines mit Leisewiz, den Gegenbeweis leisten[80] — sofern nicht schon die Tatsache, daß Goethe und Schiller den «Nathan» auf die Weimarer Bühne brachten, dazu genügen würde. — Die schwere Verdächtigung, Goethe wolle keinen Großen neben sich dulden, wäre als Schluß selbst aus zwei ablehnenden Kritiken immer noch eigenartig; auch hiezu fehlte der Herdersche Anstoß nicht. In einem andern Abschnitt des zitierten Briefs weiß Caroline nämlich von

---

[79] Der Brief ist abgedruckt bei Gelzer, Briefe von Herder an J. G. Müller, S. 97.
[80] Goethe, Artemis-Ausgabe, Gespräche 1752—1817, Nr. 185, 188.

einem widerlichen Goethekult zu berichten. Wer huldigte denn so unmännlich dem «Herr Geheimrat»? Müllers — und Herders Freund Johann Caspar Lavater!: «Wie huldigt doch der gute Lavater der Kunst und der Comödie in und durch Jesum Christum, um Goethe zu gefallen! — is that a man?» Das also war es! Die an eigene Verehrung gewöhnten Herder — ohnehin aufs unangenehmste über den Abtausch des ersten mit dem zweiten Platze berührt — konnten es nicht verschmerzen, daß sich auch ihr Lavater an Goethe hielt. Nicht Johannes von Müller, der von Goethe hoch geschätzt wurde — und das in den heterogenen Phasen seiner Entwicklung — war das zu bemitleidende Opfer, sondern zu Recht oder vermeintlich waren es die Herderschen selbst. Und Caroline, wieder einmal für ihren Gatten gekränkt, warb um Parteigänger. Der Verkehr mit ihrem Freunde wurde belastet durch ihre Spitzelspekulationen: «Wir erfahren so eben, daß Lavater hier erwartet wird — sonderbar! sonderbar! und wir sind in Ilmenau! Der Herr von Goethe wird ihm schon die Augen verkleistern und verblenden, daß er so blind wieder geht, als er gekommen ist[81].» Die Fakta, die sie mitzuteilen hat, sind unbedeutend, und wir brauchten diese Briefe nicht weiter ernst zu nehmen, wenn sie nicht ausgereicht hätten, dem, der jede Silbe aus dem Hause Herders mittelbar als vom Himmel gesandt anzunehmen gewohnt war, das Goethe-Bild zu zerstören. Er hat ja die maßlosen Uebertreibungen der Herderin nicht kontrollieren können. Wenn er las, daß «die besten Leute», nur um Goethe zu entgehen, sich heimlich um andere Dienste umsähen, daß «Groß und Klein» den Falschen «verachte» und «verfluche», die Unzufriedenheit unter allen Anständigen «nicht zu beschreiben» sei[82] — mußte dann Müller diese Angaben nicht für Zeichen nehmen, daß er sich eben wie viele getäuscht hatte? Als die Verbitterung der Herderschen nach jenem Vorfall mit Lavater durch die Adelung Goethes noch wuchs — wer hätte dem Gutgläubigen in Schaffhausen da beibringen wollen, daß die Fronde, an deren Spitze Herder und seine Gattin standen, weniger aus demokratischer Entrüstung als aus purem Neid zu erklären sei? Und da man ihm die Clique schilderte, die Goethes Assembleen besuche — «niemand als junge Fräuleins, junge Offiziers und Jagdjunker, die Frau von Stein und Frau von Schardt[83] und unsere geliebteste (ironisch?) Herzogin,

---

[81] Caroline an Müller, anfangs August 82.
[82] Caroline an Müller, anfangs August 82.
[83] Schwägerin der Charlotte von Stein.

die nun zu ihm geht und bei ihm ißt, weil er von Adel ist»[84], da Müller davon vernahm mit der gleichzeitigen Bestätigung, daß von der guten Gesellschaft alle Goethe mieden, so konnte er sich glücklich schätzen, diesem Weimarischen Hexenkessel entronnen zu sein. Erleichtert stellt er denn auch fest: «Wie froh bin ich, daß ich nicht in solchen Kreisen bin» (8. August 82), und feinfühlig tröstet er, indem er das Schicksal preist, welches ihn «mit solchen Männern, wie Sie (Herder) und Hamann sind», reden lasse. (17. September 82.)

Indessen hatte sich die Lage in Weimar geklärt; Goethe hatte die Kampfansage seiner gereizten Freunde nicht angenommen, sondern hatte dieselben, ohne über ihr Benehmen Aerger merken zu lassen, wieder an sich gezogen. Sowie die Teilnahme an seiner Tafelrunde den Herders angeboten war, waren auch ihre Bedenken über die Mißlichkeit dieses Zirkels zerstreut, und am 7. September des Folgejahres 83 schrieb Caroline, ohne die auffällige Sinnesänderung zu begründen: «Den 28. August war Gottfrieds[85] und Goethens Geburtstag, den letztern haben wir den Tag selbst bei ihm bei Thee und Soupée gefeiert. Er ist und bleibt ein edler Mensch, und man muß ihn lieben.» Was mag sich Johann Georg Müller bei dieser Lektüre gesagt haben? Er hatte sich mit der Verwerflichkeit des Dichters abgefunden gehabt; vielleicht war ihm der Gedanke, mit Hamann zusammen allein die Treue zu halten, lieb geworden. Dazu mußte er sich sagen, daß die von ihm beklagte Schreibpause mit der vermehrten Inanspruchnahme seines Freundes durch Goethe zusammenhängen könne. Müllers christliche Gesinnung wehrte jedoch allfällige derartige Grillen ab: «Mit Goethe scheinen Sie wieder recht gut und das freut mich herzlich», schrieb er am 16. Dezember 83 nach Weimar. Kurz nach dem Abschicken dieses Briefes erbrach er einen von Caroline, der ihn an der Wendung nicht mehr zweifeln ließ: «Mit Goethe, der Frau von Stein, Frau von Schardt haben wir öfters angenehme Abendstunden.» — Wir halten fest: die angenehme Gesellschaft unterscheidet sich von der bedeutungslosen aus dem Vorjahr personell nur durch den Zuwachs aus dem Hause Herders! — «Unser Horizont fängt an, heller, sanfter und ruhiger zu werden. Goethe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemütsverfassung ist beiden Balsam aufs geknickte Herz, denn Goethe leidet noch mehr als mein Mann.» (14. Dezember 83.)

---

[84] Caroline an Müller, anfangs August 82.

[85] Herders zweiter Sohn.

Da hat Müller wieder umgelernt und seinen Freunden versichert, «... daß Sie immer glücklicher sind, und mit dem edeln großen Goethe leben, freut mich wie für mich selbst.» (24. November 84.)

Wir wissen, daß die Aussöhnung des Jahres 83 nicht den endgültigen Status des Goethe-Herder-Verhältnisses bezeichnete. Die erneuerte Freundschaft blühte zwar durch Jahre, aber auf die Dauer mochte doch Goethe nicht mit Herder zusammen Trübsal blasen, er entzog sich dem allgemein als schal empfundenen Leben in Weimar durch die Flucht nach Italien; obwohl ein Teil der Reiseerinnerungen an Herder adressiert sind[86] und äußerlich noch nichts auf eine Trübung hindeutete, zeigte sich doch bald nach Goethes Rückkehr, daß zwischen dem reifen Klassiker und Herder wenig Gemeinsames mehr bestand. Die Entfremdung war diesmal gründlicher und hielt an, ungeachtet mancher Ueberbrückungsversuche und obwohl die Beziehungen nie abbrachen. Müller wurde von der neuerlichen Umstellung nicht mehr so brüsk in Kenntnis gesetzt. Es fanden sich in den Briefen der Herderin eher verdeckte Anspielungen auf enttäuschende Freunde; erst von den «Xenien» distanzierte sich Herder eindeutig — er habe kein Teil daran, erklärt er im Frühjahr 97, und Caroline, stets eine Spur deutlicher, spricht von Mißfallen und Ekel und meint, nachdem sie allgemein am «Kotwerfen» Anstoß genommen, «der Goethe tut der Wissenschaft und der Moralität mehr Schaden als man denkt. Er hat vieles auf der Seele». (6. Januar 97.) Der einst so Liebenswürdige wird nach ihrer Meinung nicht einmal von der Schuld am Tod ihres Gatten ganz frei zu sprechen sein, da sich Herder bei einer Ausstellung in Goethes Haus auf den Tod erkältet hat[87]. Aber derlei Gedanken gehen unter in der allgemeinen Klage über Umstände und Geschick. Es würde zu weit führen, wenn wir den Versuch unternähmen, jede Schwankung in den Beziehungen der Herderschen zu Goethe auch im Echo des Schaffhauser Freundes herauszuhören. Das Ergebnis für Johann Georg Müller war jedenfalls dies: Goethe war ihm in seinen menschlichen Qualitäten zweifelhaft geworden. Und Müller blieb so stark vom Glauben durchdrungen, daß Werk und Autor einander decken müßten, daß das erstere seine Legitimation durch den Wandel des zweiten erfahre — oder anders: Müller war zu sehr Theologe und zu wenig Aesthet, um mit dem Menschen Goethe nicht auch seine Dichtung zu verlieren. Immer wieder

---

[86] «Die Italienische Reise», III. Teil, Oktober.

[87] Mitgeteilt durch Johannes von Müller, 25. Januar 1804.

bereit, das Bild des Großen, Edlen wiederherzustellen — besonders da auch von Herder aus zeit seines Lebens die Rehabilitation möglich schien — hat sich der Schweizer immerhin nie stur verschlossen. So hat er den Zauber des «Tasso» auf sich wirken lassen und diesen in den Zusätzen zu «Petrarca» (allerdings einiges bevor die Reizungen zwischen Goethe und Herder wieder akut wurden) ein «unvergängliches Meisterwerk dramatischer Kunst» genannt[88]. Im zweiten Teil der «Farbenlehre» rühmte er «ganz herrliche, umfassende Ideen, Goethes in seinen schönsten Zeiten würdig»[89]. Wir bemerken die wertende Unterteilung von Goethes Schaffen in verschiedene «Zeiten». Dasselbe, fast ungläubige Staunen verrät er vor «Dichtung und Wahrheit», welches Werk den Autor der «Bekenntnisse» schon um der Form willen und mehr noch wegen der erwarteten Episode mit dem Fräulein von Klettenberg interessierte: «... in manchen einzelnen oder allgemeinen Bemerkungen glänzt auf einmal wieder des Mannes großes Genie[90].» Aber hart neben diesen anerkennenden Worten findet sich der verständnislose Vorschlag, eine «Blumenlese» aus der «Farbenlehre» zu sammeln, oder eine Plattheit wie, Goethes Leben sei «sehr weitläufig, aber im ganzen unterhaltend», oft werde «fast zu viel geschwatzt»[91]. — Es war für Johann Georg Müller ein Glück, daß er schon vor dem Ausscheiden Herders als arbiter elegantiae im nüchternen, aber goldechten Hegner aus Winterthur einen Freund gefunden hatte, an den er in seiner Unsicherheit gelangen konnte. Ihm durfte Müller gestehen, daß er sich als Literaturkritiker nicht ganz fest fühle — er sei eben auch nur 1/2 Jahr ästhetischer Professor gewesen! — und gleichzeitig konnte er sich alles vom Herzen schreiben, im berechtigten Vertrauen, daß der feine Stilist auch ein integrer Mann war. Freilich war es auch dem Stadtschreiber von Winterthur nicht gegeben, die sittliche Individualität Goethes unbefangen anzuerkennen; er hat sogar Spottverse — nicht bösartige — auf den Stoffgehalt von «Dichtung und Wahrheit» gemacht und damit Müllers schroffe Ablehnung der folgenden Teile von «Goethes psychologischem Geschwätz über Entwicklung seines Geistes und Herzens», in dem «so gar kein lebendiges Interesse für Wahrheit» sei, provoziert mit samt dem ungeschickten Vergleich: «ich lerne... aus der Autobiographie eines

---

[88] «Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst», Bd. I, S. 217.
[89] Müller an Hegner, Ende April 1811.
[90] Müller an Hegner, 3. Dezember 1811.
[91] Müller an Hegner, 3. Dezember 1811.

gewöhnlich-ehrlichen und verständigen Mannes, der keine Prätension von sich macht, eines Hubers und dergl. weit mehr als hieraus...[92]» Und Hegners stilkritische Anmerkung über das «gravitätische Phlegma» von Goethes Schreibart wurde vom Schaffhauser unglücklicherweise als Bestätigung der eignen Urteilsfähigkeit angenommen: «‚Gravitätisches Phlegma', du hast das rechte Wort für Goethes jüngste Prosa. Das soll dann klassisch heißen! Mir kömmt sie oft lächerlich vor[93].» Aber sonst hat Hegner mildernd auf Johann Georg Müller eingewirkt; er hat einen natürlichen Sinn für Niveauunterschiede besessen, hat Müller gelegentlich wieder auf die trotz allem unbestreitbare Größe Goethes hingewiesen, hat z.B. dem Xenien-Schreiber Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Freund energisch korrigiert, wenn er sich gar zu sehr als Vollstrecker von Herders Bannspruch zeigte. Wie Hegner seinem Freund den abgeschmackten Vergleich Schillers mit Zschokke verwies[94], hat er ihm auch das Herabsetzen Goethes unter einen Heyne (!) nicht durchgehen lassen. Müller hatte den einen als «Genußmenschen» und den andern als «weniger Egoist» eingestuft und danach gemessen und gerichtet[95]; darauf hat Hegner nicht nur Goethe in Schutz genommen, sondern dem Freund das Hanebüchene all solchen Vergleichens aufgedeckt.

Ein letztes Verdienst Hegners wollen wir nicht gering achten: Einzig er leistete es sich und durfte es sich leisten, mit Johann Georg Müller auch über Herder objektiv zu sprechen. Er hat es von derselben Kunstrichterwarte aus getan, von der er sich über Goethe äußerte — positiv, aber frei. Und in diesen Gesprächen hat Müller, ohne in seiner Treue wanken zu müssen (er hat sogar den skeptischen Freund mehr und mehr von Herders Bedeutung überzeugen können![96]), selbst eine gewisse Distanz zu seinem Herder gewonnen. Schon 95 vertraute er dem Winterthurer: «Ich unterschreibe ja nicht alles, was er (Herder) lehrt[97].» Das ist mehr, als er sich sonst selbst zugestehen mochte — sehr viel mehr, als er einmal in einer Detailfrage Herder gegenüber angetönt hat[98]. So darf uns auch der abwägende Bericht an Hegner vom 7. April 1816 nicht

---

[92] Müller an Hegner, 29. Dezember 1812.
[93] Müller an Hegner, 29. Oktober 1805.
[94] Vgl. oben S. 87.
[95] Müller an Hegner, 26. Oktober 1813.
[96] Hegner an Müller: «...er kann scheints alles.» (Herder), 13. Sept. 99.
[97] Müller an Hegner, 30. November 95.
[98] Müller beanstandete das Wiederholen von einzelnen Begriffen, 13. Sept. 93.

befremden: «Ich bin jetzt daran, eine Auswahl aus Herders Gedichten zu machen[99]. Schwere Arbeit! Welche Höhe und Originalität der Gedanken in seinen Jugendgedichten — aber auch welche Härten oft! Jene ist schade aufzuopfern — und diese macht sie oft kaum druckbar.» Dieser erfrischenden Sachlichkeit unbeschadet durchzieht alle Herderstellen auch in diesem Briefwechsel die verklärende Einnerung an Herders Weimar.

Versuchen wir, in dem Gewebe der ausgedehnten Beziehungen den Roten Faden ausfindig zu machen! Das Verhältnis von Johann Georg Müller zu Weimar schildern, heißt die Geschichte seiner Freundschaft mit dem Herderschen Hause erzählen. Es ist die Geschichte einer Freundschaft, die viel Menschlich-Allzumenschliches birgt — wobei festgehalten sei, daß dies mehr auf der Seite der Weimarer zu suchen ist — die aber auch von einer neidenswerten Dauer und Intensität und einem neidenswerten geistigen Reichtum Kunde gibt.

Bibliographie

A. Quellen

1. Handschriften:

Briefe von Herder und seiner Familie an Johann Georg Müller (und seine Frau) vom 18. Okt. 1780 bis zum 26. Dez. 1803,
im Nachlaß Herder, Nr. 43, Universitätsbibliothek Tübingen, Depot der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek.
Briefe von Johann Georg Müller an Herder, 1780 bis 1803,
im Nachlaß Johann Georg Müller, Nr. 505, Ministerialbibliothek Schaffhausen.
Briefe von Herder und dessen Frau an Johann Georg Müller, von 1780 bis 1803, und Auszüge aus den Briefen der Frau Herder an J. G. Müller von 1804 bis 1809, im Nachlaß Johann Georg Müller, Nr. 506, Ministerialbibliothek Schaffhausen.
Die drei Briefsammlungen bilden die Grundlage unserer Studie. Dank dem Verständnis der Herren Bibliothekare Dr. Virneisel von der Universitätsbibliothek Tübingen und E. Schellenberg von der Stadtbibliothek Schaffhausen war uns ein uneingeschränktes Benützen der Quellen möglich.
Weiteres handschriftliches Material zum Verkehr J. G. Müller–Herder findet sich über den Nachlaß Johann Georg Müller verstreut.
Nr. 126 Reise von Göttingen nach Weimar und zurück, 1780;
Nr. 154 Müllers Autobiographie (an seine Braut);
Nr. 508 Copien und Auszüge von Briefen Herders an Verschiedene, usw.
Wir verweisen auf den Katalog der Ministerialbibliothek Schaffhausen, Die Handschriften, verzeichnet von Dr. H. Boos, Erstes Supplement 1877—85, J. Georg Müllers handschriftlicher Nachlaß.

---

[99] Hegner hatte zuvor die Edition abgelehnt.

2. *Gedruckte Quellen:*

a) Briefe:

Briefe von Herder an Johann Georg Müller: Aus Herders Briefwechsel (mit Georg Müller), herausgegeben von HEINRICH GELZER, Protestantische Monatsblätter, Jahrgang 1859 (August: I., 1780—1788; September: II., 1789—1797; Oktober: III., 1798—1803).

Briefwechsel U. Hegner–J. G. Müller, herausgegeben von CHARLES BIEDERMANN, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, 3 Hefte 1891—94 (I. 1791—1801, II. 1801—1810, III. 1811—1819).

Johannes von Müller Briefwechsel mit Johann Gottfried Herder und Caroline von Herder geb. Flachsland 1782—1808, mit ungedruckten Briefen an Johann Georg Müller in Schaffhausen, herausgegeben von K. E. HOFFMANN, Schaffhausen 1952.

b) Zitierte Schriften von Herder und J. G. Müller:

Johann Gottfried Herders Gedichte, herausgegeben (und eingeleitet) von JOHANN GEORG MÜLLER, Stuttgart u. Tübingen 1836.

Herder, Johann Gottfried, Sophron, gesammelte Schulreden, herausgegeben (und eingeleitet) von JOHANN GEORG MÜLLER, Tübingen 1810.

Herder, Maria Caroline geb. Flachsland, Erinnerungen aus Herders Leben, herausgegeben (eingeleitet und kommentiert) von JOHANN GEORG MÜLLER, 2 Bände, Tübingen 1820.

Müller, Johann Georg, Aus dem Herderschen Hause, Aufzeichnungen von J. G. M. (1780—82), herausgegeben von JAKOB BÄCHTOLD, Berlin 1881.

Müller, Johann Georg, Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgegeben von J. G. MÜLLER, *nebst einigen einleitenden Briefen von Hrn. Vicepräsident Herder,* Winterthur 1791.

Müller, Johann Georg, Selbstbiographie, herausgegeben von KARL STOKAR, Basel 1885.

Müller, Johann Georg, Unterhaltungen mit Serena moralischen Inhalts, 3 Bände, herausgegeben von JOHANNES KIRCHHOFER, Winterthur 1834—35 (erste Auflage 1793—1803).

B. Literatur

BAUMGARTEN, H., *Herder und Georg Müller,* Abdruck aus dem 29sten Bande der Preußischen Jahrbücher, Berlin 1872.

GELZER, H., *Johann Georg Müller,* gedruckt als Beilage zu: *Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte,* 2. Bd., Aarau und Thun 1838/39.

HAYM, R., *Herder nach seinem Leben und seinem Wirken,* 2. Bd., Berlin 1885.

MATTHIAS, THEODOR, *Vorwort zu Herders Werken in 5 Bänden,* Leipzig und Wien o. D.

PESTALOZZI, TH., *Der religiöse Schriftsteller und Politiker Johann Georg Müller..* in Kulturgeschichte des Kantons Schaffhausen, 2. Bd., Aarau und L. 1929.

SCHIB, KARL, *Johann Georg Müller,* Schaffhauser Biographien des 18. und 19. Jahrhunderts, 1. Teil, Thayngen 1956.

STOKAR, KARL, *Johann Georg Müller,* Lebensbild, Basel 1885.

WERNLE, PAUL, *Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert und in der Zeit der Helvetik,* Tübingen und Zürich 1923—42 (3. Bd.).

Zitate:

Die Orthographie und Interpunktion haben wir beim Zitieren sowohl der Handschriften als auch der gedruckten Quellen und der Sekundärliteratur der heutigen Praxis angepaßt. Ausnahmen schienen uns geboten bei einigen Namen oder etwa in Müllers Brief vom 30. August 90 (s. S. 82 f.), in welchem die Großschreibung aller Pronomen, welche für Herdersche Werke stehen, für Johann Georgs Haltung bezeichnend ist.